...RSALBIBLIOTHEK FÜR DIE JUGEND.

Campe,

Die Entdeckung von Amerika. III.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

…k für die Jugend.

…Wir haben heute von
… ein Ereignis für
…eil seit zwanzig Jahren
…effliche Schriften, sind
… Eine solche Popula=

…ez. freut sich, die Lehrer
…rn auf ganz empfehlens=
… Verlage der Union in
…end', in welcher unsrer
…der Auswahl der Bänd=
…Pädagogen und Jugend=
…mpfohlen werden kann."
…rsal=Bibliothek für die
…nden vor, so daß uns
…g dieser Bände ist
…züglich zu nennen.
…itteratur an Stoffen für
…ie verschiedenen Stufen=
jahre zubereitet: kleine Erzählungen, Märchen und Sagen, geographische Bilder u. s. w. wechseln mit Bearbeitung berühmter Volksbücher. Die Verlagshandlung hat mit dieser gut ausgewählten Universal=Bibliothek den rechten Weg eingeschlagen."

Der **„Bund"** schreibt: „Wir erlauben uns heute auf eine neue Unternehmung aufmerksam zu machen, nämlich auf die ‚Universal=Bibliothek für die Jugend'. Dreierlei hauptsächlich macht ihren Wert aus: erstlich enthält sie eine beträchtliche Anzahl älterer guter Jugendschriften, sodann macht sie die Anschaffung von Jugendschriften durch eine für deutsche Buchhandelverhältnisse äußerste Billigkeit des Preises leicht möglich; endlich bringt sie neben sehr guten neueren Erzählungen anerkannter Verfasser gewisse beliebte, aber in früherer Gestalt gar zu voluminöse Jugendschriften in konzentrierterer Fassung und sorgfältiger Neubearbeitung."

Die **„Nordd. Allgem. Zeitung"** schreibt: „Eine ungemein reichhaltige Auswahl wirklich gediegener und darum sehr empfehlenswerter Jugendschriften umfaßt die neue ‚Universal=Bibliothek für die Jugend'. Alle die wunderhübschen Erzählungen, Märchen, Fabeln und Gedichte, welche uns selber in der Jugendzeit so prächtig unterhalten, so hoch ergötzt haben, und die in ungeschwächtem Grade auch unsre Kinder interessieren werden, sind hier in äußerst billiger Ausgabe dem Publikum zur Verfügung gestellt, und ist damit, wie wir anerkennen müssen, einem wirklichen Bedürfnisse desselben in dankenswerter Weise entgegengekommen."

Die **„Preuß. Schulzeitung"** schreibt: „— — Die Bearbeitungen sind durchweg gut, alles Anstößige, oder was über das Verständnis der Jugend hinausgeht, ist entfernt oder überarbeitet. — — Darum können wir auch diese kleinen Werke zur Unterhaltung und Bildung für die Jugend empfehlen."

Die Zeitschrift **„Der praktische Schulmann"** schreibt: „Was Reclams Universal=Bibliothek für die Erwachsenen ist, das soll das hier angezeigte Unternehmen für die Jugend werden. Die Auswahl des Gebotenen ist durchaus zu loben; neben Aelterem, wie Beckers Erzählungen aus der alten Welt, Campes Robinson, Hauffs Märchen ꝛc., findet sich auch Neueres von hervorragenden Jugendschriftstellern und Jugendschriftstellerinnen, z. B. von Victor Blüthgen, Franz Bonn, Isabella Braun, Ottilie Wildermuth u. a. Bearbeitungen von Indianergeschichten, wie sie in diesen Bändchen vorliegen, dürfen der Jugend unbedenklich in die Hände gegeben werden; sie sind mit pädagogischem Takt verfaßt und schließen alles für die Jugend Unpassende aus."

Die Zeitschrift **„Quellwasser fürs deutsche Haus"** schreibt: „Diese, wir können sagen, klassische Jugend=Bibliothek hat es in kurzer Zeit bereits auf eine stattliche Reihe von Bändchen gebracht. Sämtliche aufgenommenen Werke sind von berühmten Pädagogen und Jugendschriftstellern ausgewählt, bezw. bearbeitet; und in bunter Reihenfolge werden Bücher für Knaben und Mädchen der verschiedensten Altersklassen geboten. Was je die Kinderwelt entzückt hat und immer aufs neue entzückt, ist hier ebenso zu finden wie Kinderschriften neuesten Datums."

		Geheftet. M	Geheftet. ₰	Gebunden. M	Gebunden. ₰
Band 69/70:	**Der Jugend Fabelschatz.** Eine Auswahl der schönsten Fabeln v. Aesop, Curtmann, Gleim, Grimm, Hagedorn, Lafontaine, Lessing 2c., v. Rektor Werther	—	40.	—	80.
„ 71:	**„Onkel Toms Hütte“** oder „Schwarz und Weiß“. Nach Beecher-Stowe für die deutsche Jugend bearbeitet von A. H. Fogowitz	—	20.	—	60.
„ 72/74:	**Mary und Catherine Lee, Rosamunde Fane** oder Die Gefangenen im St. James-Palast. Für d. deutsche Jug. bearb. v. Marg. Hamann	—	60.	1.	—
„ 75/76:	**Japhet, der seinen Vater sucht.** Nach Kapitän Marryat f. d. reifere Jug. bearb. v Gust. Höcker	—	40.	—	80.
„ 77/80:	**Musäus, Volksmärchen der Deutschen.** Für die reifere Jugend bearbeitet von Rektor Werther	—	80.	1.	20.
„ 81/84:	**Marryat, Steuermann Ready. Der neue Robinson** oder „Der Schiffbruch des Pacific“. Für die Jugend bearbeitet von Gustav Höcker	—	80.	1.	20.
„ 85/87:	**Murray, Prairievogel.** Für die deutsche Jugend bearbeitet von Oskar Höcker	—	60.	1.	—
„ 88/90:	**Stanleys Reise durch den dunkeln Weltteil.** Für die Jugend bearbeitet von Richard Roth	—	60.	1.	—
„ 91/93:	**Die schönsten Märchen** aus **„Tausend und eine Nacht“.** Ausgew. und bearb. von Fr. Werner	—	60.	1.	—
„ 94:	**Jakob Frey, Geschichten aus der Schweiz** .	—	20.	—	60.
„ 95/97:	**Der Waldteufel.** Erzählung aus dem Urwalde Kentuckys. Nach Dr. Bird neu für die Jugend bearbeitet von Gustav Höcker	—	60.	1.	—
„ 98/100:	**Cooper, Conanchet, der Häuptling der Naragansetts.** Bearbeitet von Gustav Höcker . .	—	60.	1.	—
„ 101/104:	**Gustav Schwab, Deutsche Volksbücher.** I. . .	—	80.	1.	20.
„ 105/108:	— „ — „ II. . .	—	80.	1.	20.
„ 109/110:	**Andersen, Ausgewählte Märchen.** 1. Sammlung	—	40.	—	80.
„ 111/112:	**Campe, Die Entdeckung von Amerika.** Bearbeitet von Rektor Dr. Burmann. I. Christoph Kolumbus . . .	—	40.	—	80.
„ 113/114:	— „ — II. Ferdinand Kortes	—	40.	—	80.
„ 115/116:	— „ — III. Franz Pizarro	—	40.	—	80.
„ 117/118:	**C. Proschko, Der Halbmond vor Wien.** Geschichtsbilder	—	40.	—	80.
„ 119:	**H. Jeanrenaud, Der Herzog von Bretagne.** Historische Erzählung	—	20.	—	60.
„ 120:	**J. v. Wildenradt, Adalbert v. Harras. Decothen Broek.** Zwei Erzählungen	—	20.	—	60.
„ 121:	**Marryat, Jakob Ehrlich.** Bearb. v. G. Höcker	—	20.	—	60.
„ 122:	— „ — **Peter Simpel.** Bearb. von Gust. Höcker	—	20.	—	60.
„ 123:	**August Becker, Geschichten und Märchen** . .	—	20.	—	60.
„ 124/125:	**Knighton, Erzählungen eines alten Seefahrers**	—	40.	—	80.
„ 126/128:	**Marryat, Die Ansiedler in Kanada.** Bearbeitet von Gustav Höcker	—	60.	1.	—
„ 129:	**Luise Pichler, Deutsches Heldentum.** Vaterländische Schauspiele für die Jugend . . .	—	20.	—	60.
„ 130/131:	**Richard Roth, Die Römer in Deutschland.** Geschichtsbilder	—	40.	—	80.
„ 132:	**Plieninger, Die schönsten Erzählungen des Weisseschen Kinderfreundes**	—	20.	—	60.
„ 133:	**Neumann-Strela, Kaiser Wilhelm**	—	20.	—	60.
„ 134/136:	**Plieninger, Vom schwarzen Kontinente** . .	—	60.	1.	—

(Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.)



Franz Pizarro.

Universalbibliothek für die Jugend.

Die Entdeckung von Amerika.

Der Jugend erzählt

von

Joachim Heinrich Campe.

Neue, umgearbeitete Ausgabe

in drei Teilen

von

Dr. K. Burmann,
Rektor in Schwerin a. W.

Dritter Teil:
Franz Pizarro.

Mit zwei Illustrationen und einer Karte.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Sämtliche in die „Universalbibliothek für die Jugend“ aufgenommenen Werke sind von bewährten Pädagogen und Jugendschriftstellern ausgewählt, resp. bearbeitet.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Hojeda, Nikuesa und Balboa auf der Landenge von Panama.

Noch bevor Kortes seine große Unternehmung nach Mexiko ins Werk setzte, war das Festland schon durch Kolumbus selbst entdeckt. Er fuhr viele Meilen weit an der Küste entlang, um eine Durchfahrt nach dem westlichen Meere zu entdecken. Mit unsäglichen Mühen hatte er an der Mündung des Orinokostromes zu kämpfen, unter Gefahren und Drangsalen fuhr er die Nordküste von Süd-Amerika entlang; nachdem er unbeschreiblich gelitten, mußte er zurückkehren, ohne daß er die gewünschten Erfolge gehabt hätte.

Nach seinem Tode trat ein Abenteurer nach dem andern auf, um die von ihm gemachten Entdeckungen auf dem festen Lande fortzusetzen. Zwei von diesen, Hojeda und Nikuesa, richteten ihren Lauf im Jahre 1509 nach der Landenge von Darien; dieser legte dort die Stadt Nombre de Dios (Name Gottes), jener San Sebastian an.

Die Bewohner dieser Küsten waren kriegerisch, und da sie vermutlich merkten, wohin die Besuche der weißen Fremdlinge zielten, so hatten sie das Herz, sich mit bewaffneter Hand ihnen entgegenzustellen. Sie waren treffliche Bogenschützen, und was am schlimmsten war, sie brauchten Pfeile, welche vergiftet waren. Die geringste Verletzung, die sie verursachten, war tödlich; eine Menge der Gefährten des Hojeda wurde dahingerafft, und der Feldherr sah sich bald genötigt, einen seiner Offiziere nach Hispaniola zu schicken, der ihm einige Verstärkung an Mannschaft zuführen sollte.

Die Einwohner des von Hojeda besetzten Landes hatten Sitten und Gebräuche, die man in andern Gegenden der

neuentdeckten Länder noch nicht gefunden hatte. So z. B. beobachtete man, daß verschiedenen Männern und Weibern das vorderste Glied eines ihrer Finger fehlte, und als man sich erkundigte, woher dieses käme, erhielt man zur Antwort, daß jeder Ehemann bei dem Tode seiner Gattin und jede Ehefrau bei dem Tode ihres Gatten sich auf diese Weise zu verstümmeln nach der Sitte des Landes verpflichtet seien.

Ein zweiter grausamer Gebrauch, der bei diesem Volke galt, ist leichter zu erklären. So oft nämlich eine Witwe starb, begrub man mit ihr zugleich diejenigen von ihren Kindern, welche ihres zarten Alters wegen sich noch nicht selbst ernähren konnten, offenbar weil keiner sich mit der Sorge, sie zu ernähren, beladen wollte. Man glaubte den Pflichten des Mitleids gegen diese unglücklichen Kinder schon zu genügen, wenn man sie nur vor dem langsamen Tode des Hungers schützte. Deswegen begrub man sie, sobald diejenige gestorben war, welche sie bis dahin ernährt hatte.

An Bord des Schiffes, das dem bedrängten Hojeda auf seine Bitten Hilfe brachte, befand sich ein merkwürdiger Mann, Vasco Nunez de Balboa, ein Mann von großen Talenten und von ebenso großer Herzhaftigkeit. Auf Hispaniola hatte man ihn irgend welcher Verbrechen beschuldigt, und er lief Gefahr, zum Tod verurteilt zu werden. In dieser Not geriet er auf den Einfall, sich in eine Tonne zu verkriechen, und sich so an Bord des von Hojeda gesandten Schiffes bringen zu lassen. Der Einfall gelang; selbst der Kommandeur des Schiffes, welcher strengen Befehl hatte, keine Verbrecher von der Insel mitzunehmen, merkte nichts, und erst nach Verlauf von einigen Tagen, als man schon auf offener See war, wagte es Balboa aus seiner Tonne hervorzukriechen. Der Kommandeur erschrak und drohte ihm, daß er auf der ersten besten wüsten Insel, die man antreffen würde, ausgesetzt werden sollte, allein da die ganze Schiffsgesellschaft für ihn bat, ließ sich der Führer des Schiffes endlich bewegen, ihn in seinen Schutz zu nehmen. So kam Balboa nach Darien.

Es währte nicht lange, so that er sich hier durch Klugheit, Mut und Standhaftigkeit ausnehmend hervor. Nach

seinem Rate bemächtigte man sich einer Gegend an der Mündung des Darienflusses oder Atrato und legte daselbst einen Pflanzort an, welcher den Namen Santa Maria del Antigua erhielt.

Hier wurde Balboa seinen Gefährten von Tage zu Tage wichtiger. Endlich machten sie ihn sogar zu ihrem Statthalter, und nun blickte sein unternehmender Geist begierig umher, um Gelegenheit zu finden, sich durch irgend eine merkwürdige Entdeckung und Eroberung in seiner neuen Würde festzusetzen.

In dieser Absicht that er häufige Streifereien in die umliegenden Gegenden, schloß mit einigen der benachbarten Kaziken ein Bündnis und besiegte andre, welche es wagten, sich ihm entgegen zu stellen. Unter jenen befand sich einer mit Namen Komogre, von welchem Balboa mit seinen Gefährten ungemein liebreich und gastfreundschaftlich aufgenommen wurde. Da der älteste Sohn desselben, der ein munterer und artiger Jüngling war, die heftige Begierde merkte, mit welcher die Spanier überall nach Gold forschten, so holte er einen anständigen Vorrat dieses in seinen Augen unnützen Metalls herbei, um ihnen ein Geschenk zu machen. Mit einer Gier, welche den jungen Mann in Erstaunen setzte, griffen die goldhungrigen Spanier zu, und es wurde auf der Stelle zur Teilung geschritten. Als er nun vollends sah, daß man beim Abwägen des Goldes sich nicht schämte, wegen einiger Körner mehr oder weniger in einen heftigen Zank zu geraten, sprang er unwillig hinzu, stieß die Wagschalen um und warf das Gold auf die Erde. „Ihr habt unrecht," sagte er, „euch solcher Kleinigkeit wegen zu zanken; seid ihr aber wirklich so sehr in dieses Metall verliebt, daß die Begierde nach demselben euch angetrieben hat, euer Vaterland zu verlassen und andre friedliebende Nationen in ihrer Ruhe zu stören, so will ich euch ein Land zeigen, wo ihr von dieser unnützen Ware so viel bekommen könnt, als ihr nur immer begehren möget."

Das Wort, welches der junge Indianer von dem goldreichen Lande hatte fallen lassen, war ein Funke, der die Habsucht der Spanier in lichte Flammen setzte. Auf die Frage, was das für ein Land sei, erhielten sie zur Antwort,

es sei ein großes, mächtiges Königreich nach Süden hin. Aber, setzte der Indianer hinzu, in so kleiner Zahl, wie die Spanier jetzt seien, dürften sie sich nicht dahin wagen, denn der König dieses reichen Landes, ein mächtiger Herr, würde ihnen wacker entgegengehen und sie gewiß zurücktreiben, wenn sie nicht stärker wären.

Dies war die erste Nachricht von dem großen peruanischen Reiche, welche den Spaniern zum Unglück für die armen Bewohner dieses Landes jetzt zu Ohren kam. Zwar waren die Eroberer damals noch zu schwach, um den Anschlag, den sie faßten, sogleich ins Werk zu richten, aber ihre Begierde war doch nun einmal rege geworden, und Balboa kehrte nach Santa Maria mit dem festen Vorsatze zurück, erst eine Verstärkung aus Hispaniola an sich zu ziehen und dann beherzt dem Winke nachzugehen, den er hier erhalten hatte.

Allein es gefiel der Vorsehung, das Ungewitter, welches den Peruanern drohte, noch einige Zeit aufzuhalten. Das Schiff, welches Balboa nach Hispaniola beorderte, verunglückte an der Küste von Yukatan. Die Mannschaft desselben erreichte zwar das Land, allein sie fiel daselbst den barbarischen Einwohnern dieser Gegend in die Hände, die sie ihren Göttern opferten. Nur zweien unter diesen Unglücklichen gelang es zu entwischen. Der eine derselben war jener Aguilar, den später Kortes fand und mit sich nahm.

Balboa wartete nun vergebens auf die Zurückkunft des Schiffes, welches nicht zurückkommen konnte, weil es gescheitert war, und zur Vergrößerung seiner Verlegenheit erhielt er aus Spanien die unangenehme Nachricht, daß es seinen Feinden durch allerlei Anschwärzungen gelungen sei, den Hof gegen ihn aufzubringen, und daß man daher nächstens ihn zur Rechenschaft ziehen werde; aber seine große Standhaftigkeit war dieser Widerwärtigkeit gewachsen. Er wußte, daß das einzige Mittel sich zu rechtfertigen und die verlorene Gunst seines Hofes wieder zu erlangen sei, sich die von Komogres Sohne erhaltene Nachricht zu nutze zu machen und ein Land aufzusuchen, welches der Beschreibung nach reicher sein mußte als alle, welche bis dahin das Unglück gehabt hatten, von der Habsucht der Europäer aus-

geforscht zu werden. Aber seine Kolonie war nur schwach, seine ganze kleine Kriegsmacht in der kläglichsten Verfassung. Sollte er es wagen, mit einer Handvoll schlechtbewaffneter, ausgehungerter Abenteurer in ein mächtiges Königreich einzudringen, welches ihm die furchtbarsten Heere entgegenstellen konnte? Er wollte es; mutig drückte er die Augen vor allen ihm bevorstehenden Gefahren zu, und es gelang ihm, seine goldgierigen Gefährten durch die Hoffnung auf unermeßliche Schätze zu einer gleichen Entschlossenheit anzufeuern.

Sein ganzes Heer belief sich nur auf 160 Mann und einige Meuten großer Hunde, deren man sich in den damaligen Kriegen mit den armen nackten Wilden zu bedienen pflegte; eine erbärmliche Kriegsmacht zur Erreichung der Dinge, welche Balboa zu unternehmen die Verwegenheit hatte. Komogres Sohn erfüllte sein Versprechen und diente den Spaniern zum Wegweiser.

Zweites Kapitel.

Balboa entdeckt die Südsee d. h. den Stillen Ozean.

Trotzdem das Endziel des Marsches, welchen Balboa mit dem Häuflein seiner Gefährten anzutreten wagte, das goldreiche Peru war, hatte er doch daneben noch einen andern Zweck vor Augen, dessen Erreichung ihm nicht weniger wichtig schien. Nach der Versicherung des jungen Komogre sollte gegen Mittag hin und zwar in einer Entfernung von sechs Sonnen, wie er sich ausdrückte, er meinte sechs Tagereisen, ein andres Weltmeer seinen Anfang nehmen, von welchem dasjenige goldreiche Land, welches er den Spaniern zu zeigen sich anheischig gemacht hatte, begrenzt würde. Balboa vermutete mit Recht, daß dies das Meer sei, welches Kolumbus in dieser Gegend zwar gesucht, aber nicht gefunden hatte, und auf welchem man in westlicher Richtung nach Ostindien kommen könnte. Die Hoffnung, eine Entdeckung zu machen, welche jenem großen Manne fehlgeschlagen war, schien ihm allein schon aller der Mühselig-

keiten und Gefahren, denen er sich jetzt aussetzen wollte, vollkommen wert zu sein.

Der Marsch zum jenseitigen Meere mußte außerordentlich schwierig sein, weil die Natur die Landenge von Darien, um sie gegen den Stoß der beiden Weltmeere zu befestigen, mit einem sehr hohen Kettengebirge belastet hat, welches ein Anhang der Kordilleras de los Andes ist.

Diese Gebirge waren mit so dichtem Gehölz bewachsen, daß Leute von geringerer Geduld, als sie unsre Abenteurer hatten, es nie versucht haben würden, sich einen Weg durch die Berge zu bahnen. Die zwischen diesen Gebirgen befindlichen Thäler sind entweder tiefer, undurchdringlicher Morast, oder sie stehen ganz unter Wasser, weil es unter diesem feuchten Himmelsstriche zwei Dritteile des Jahres fast unaufhörlich zu regnen pflegt. Eine so feuchte sumpfige und schwüle Gegend ist dann auch der Erzeugung und Vermehrung allerlei Arten von Ungeziefer günstig, welche den Aufenthalt daselbst im höchsten Grade beschwerlich machen. Da gibt es Kröten, Schlangen, Ottern und Eidechsen ohne Zahl, da wimmeln die Stämme und Aeste der Bäume von verheerenden Ameisen und von andrem schädlichen Gewürm, da wird endlich die Luft von Mücken, Fliegen und andern Arten ekelhaften und giftigen Geschmeißes verdunkelt, deren Stich ebenso schmerzhaft und schädlich, wie bei uns der Stich der Wespen und Hornissen ist. Von den Gebirgen herab stürzen reißende Ströme, durch welche zu waten oder zu schwimmen ein großes Maß von Mut und Kräften erfordert. Die schwüle, erstickende Luft ist voll giftiger Dünste, welche für alle, die sie einatmen, die äußerste Erschlaffung an Leib und Seele, nicht selten auch die gefährlichsten Seuchen mit sich führt.

Balboa besaß den zu einer solchen Unternehmung nötigen Mut; er machte sich also auch getrost auf den Weg. Man kam zunächst in das Land eines Kaziken, mit welchem man schon vorher ein Freundschaftsbündnis geschlossen hatte. Von dort rückte man gegen die Gebirge in das Gebiet eines andern indianischen Oberhauptes, der zwar anfangs die Flucht ergriff, aber bald darauf, als er vernommen hatte, um was es den Spaniern eigentlich zu thun sei, wieder

zurückkehrte, um ihre Freundschaft durch so viel Gold zu erkaufen, als er nur zusammenbringen konnte. Jetzt hatte man den beschwerlichsten Teil des Weges, die Gebirge, erreicht. Ein mächtiger Kazike versammelte daselbst auf die Nachricht von der Annäherung der räuberischen Fremdlinge ein furchtbares Kriegsheer und stellte sich ihnen entgegen.

Die Spanier rückten indes heran, ohne sich durch den Anblick eines so zahlreichen Heeres im geringsten irre machen zu lassen. Hierauf traten einige Indianer hervor, um sie zu fragen, weshalb sie gekommen seien, und um ihnen anzudeuten, daß sie nicht weiter vorrücken dürften. Allein man achtete weder auf ihre Frage noch auf ihr Gebot und rückte herzhaft vorwärts. Sogleich erschien der Kazike selbst, der sich von seinen nackten Kriegern durch eine Kleidung von baumwollenem Zeuge unterschied, und gab den Seinigen das Signal zur Schlacht. Diese rannten hierauf mit einem fürchterlichen Geschrei auf die Spanier los, aber kaum hatten sie sich bis auf einen Flintenschuß genähert, als Balboa denjenigen seiner Leute, welche mit Schießgewehren bewaffnet waren, auf sie zu feuern gebot. Der Knall und das Hinstürzen einiger, welche getroffen waren, jagten, wie gewöhnlich, allen übrigen einen so großen Schrecken ein, daß sie augenblicklich die Flucht ergriffen, fest überzeugt, daß sie mit Wesen zu thun haben, denen die Waffen des Himmels, Blitz und Donner, zu Gebote stehen. Viele der armen Flüchtlinge wurden eingeholt und niedergemacht: von denen aber, welche dem Schwerte entrannen, wurde eine noch größere Menge auf die grausamste Weise von den Hunden zerrissen. Der Kazike selbst befand sich unter den Toten, und seine Stadt — wenn man mehrere elende Hütten, welche nebeneinander stehen, so zu nennen beliebt — ergab sich ohne Widerstand. Sie wurde geplündert, und das Gold, welches bei dieser Gelegenheit den Spaniern in die Hände fiel, belohnte sie für die bisherigen Beschwerlichkeiten ihres mühsamen Marsches und stärkte ihren Mut zur geduldigen Ertragung dessen, was noch übrig war.

Diejenigen, welche von dem Einflusse der ungesunden Himmelsgegend krank geworden waren, ließ Balbao an diesem Orte zurück, während er selbst mit dem Ueberreste

seines kläglichen Heeres die angefangene Unternehmung zu vollenden eilte. Unaussprechliche Beschwerlichkeiten, Hindernisse und Gefahren legten sich ihm in den Weg, aber sein und seiner Gefährten Körper schien von Eisen, ihr Herz von Stahl zu sein. Mit einer Geduld und Standhaftigkeit, von der wir Weichlinge uns kaum einen Begriff machen können, räumten sie jede Schwierigkeit, die sie vorfanden, aus dem Wege, ertrugen sie Hunger und Durst, Hitze und Kälte und alle die übrigen Ungemächlichkeiten eines Weges, der kaum für wilde Tiere gangbar zu sein schien. Ueberall, wo Gefahren sich zeigten, ging Balboa voran; Mangel und Ungemach ertrug er, wie der gemeinste Soldat, mit der größten Gelassenheit, und sein Beispiel hatte einen so mächtigen Einfluß auf alle seine Gefährten, daß sie fortfuhren, ihm ohne Murren zu folgen, trotzdem das gehoffte Ende ihrer Mühseligkeit mit jedem Tage weiter fortzurücken schien.

Fünfundzwanzig Tage waren nun schon auf diesem höchst beschwerlichen Marsche verflossen, obgleich die Strecke, welche man zurückgelegt hatte, nicht mehr betrug, als ein Fußgänger auf gangbaren Wegen in wenigen Tagen zurücklegen kann. Endlich gelangte man an den Fuß eines Berges, von welchem man nach der Aussage des jungen Komogre das unbekannte Weltmeer sollte sehen können. Hier befahl Balboa seinem Heere Halt zu machen, und er selbst stieg ganz allein auf den Gipfel des Berges, damit die Ehre einer so wichtigen Entdeckung ihm von keinem unter seinen Gefährten entrissen würde. Diese begleiteten ihn mit erwartungsvollen Blicken und harrten mit klopfendem Herzen auf den Augenblick, wo er den Gipfel erreichen würde. Jetzt hatte er ihn erreicht, und plötzlich sah man ihn auf die Kniee fallen und die Hände in der Stellung eines Entzückten zum Himmel erheben. Man verstand dieses Zeichen, und jeder eilte nun den Berg hinan, um die Freude über eine so wichtige Entdeckung mit ihm zu teilen.

Jetzt lag der unermeßliche Ozean vor ihren Augen. Alle ahmten dem Beispiele ihres Anführers nach und knieten nieder, um Gott für eine Begebenheit zu danken, die ihrem Vaterlande die größten Vorteile, ihnen selbst einen unsterblichen Ruhm zu versprechen schien. Ihre indianischen

Begleiter standen unterdes voll Bewunderung da und sannen vergebens der Ursache nach, warum doch wohl die weißen Männer beim Anblick dieses Weltmeers in eine so ausschweifende Freude gerieten. Ihre Verwunderung wurde noch größer, als sie alle die wunderbaren Zeremonieen sahen, welche Balboa vornahm, um von diesem Lande und von dem ganzen südlichen Ozean im Namen seines Königs Besitz zu nehmen. Er ließ große Steinhaufen errichten, pflanzte Kreuze auf und schnitt den Namen Ferdinand — denn damals lebte dieser noch — in die Rinde vieler Bäume ein. Das geschah im Jahre 1513, also fünf Jahre früher, als Kortes von Cuba absegelte, um Mexiko zu erobern.

Sobald man mit den beschriebenen Zeremonieen auf dem Berge fertig war, liefen alle nach dem Gestade herab, und Balboa ging mit entblößtem Schwerte bis an die Mitte des Leibes in das Meer hinein und rief in dieser Stellung den am Strande stehenden Spaniern und Indianern zu: „Ich rufe euch zu Zeugen an, daß ich dieses Weltmeer nebst allen angrenzenden Ländern für die Krone von Spanien in Besitz nehme, und zugleich mache ich euch zu Zeugen meines Gelübdes, daß ich diese Herrschaft mit diesem meinem Degen gegen alle ihre Feinde behaupten will.“

Die Stelle, an welcher diese Komödie (denn mit einem andern Namen kann man eine solche Besitzergreifung nicht bezeichnen) gespielt wurde, war eine Bucht an dem großen Meerbusen von Panama, die sich nach dem festen Lande von Südamerika hin erstreckt. Balboa nannte den Golf oder die Bucht St. Michaelis, und so heißt sie auch noch jetzt. Nachdem er hierauf einige benachbarte Kaziken teils durch Güte bewogen, teils mit dem Schwerte gezwungen hatte, ihm Lebensmittel und Gold zu liefern, faßte er den Entschluß, in indianischen Nachen die Bucht zu befahren, um die in denselben liegenden Inseln und die ganze Küste etwas genauer kennen zu lernen. Die Indianer rieten ihm zwar, dies nicht zu thun, weil die Regenzeit eben anfing einzutreten, aber er kehrte sich an ihre Warnung nicht, sondern bestieg mit achtzig Mann seiner Leute und verschiedenen Wilden neun elend gebaute Kähne und fing an den von ihm entdeckten Ozean zu befahren.

Man war aber noch nicht weit gekommen, als er schon Ursache fand, seine Verwegenheit zu bereuen, denn es entstand auf einmal ein so fürchterliches Ungewitter, und die Wogen des Meers schwollen zu einer so entsetzlichen Höhe an, daß alle in die größte Lebensgefahr gerieten. Die Indianer selbst erblaßten vor Schrecken, doch blieben sie nicht unthätig, sondern sprangen vielmehr in die schrecklichen Fluten, um die Schiffe paarweis aneinander zu binden. Hierdurch wurde das Umwerfen derselben verhütet, und durch unbeschreibliche Anstrengung gelang es ihnen hierauf, eine felsige Insel zu erreichen, wo sie landeten und die Kähne, so gut sie konnten, zu befestigen suchten.

Ihre Freude, diesen Zufluchtsort erreicht zu haben, war von kurzer Dauer. Denn als die Flutzeit eintrat, wurde die ganze Insel unter Wasser gesetzt, und die armen Abenteurer mußten einen Teil der Nacht hindurch bis an die Hüften im Wasser stehen, ungewiß, ob die Flut nicht noch höher steigen und sie alle überdecken würde. Endlich brach das erfreuliche Licht des Tages wieder an; doch das, was sie nunmehr sahen, machte ihren Zustand beinahe noch schrecklicher, als er in der verflossenen Nacht gewesen war. Indem sie sich nämlich wieder zu Schiffe begeben wollten, fanden sie einige ihrer Kähne gänzlich zertrümmert, andre äußerst beschädigt und durchlöchert und die übrigen mit Wasser und Sand erfüllt.

Ihre Lage war nunmehr in der That die schrecklichste, welche sich denken läßt. Abgemattet durch Angst, Nässe und Kälte, ohne irgend ein erquickendes Nahrungsmittel, ohne Schiffe, auf denen sie von diesem öden Felsen wieder nach dem festen Lande hätten fahren können, was konnten sie thun, um dem Verderben zu entrinnen?

Doch was vermag nicht die erfindungsreiche Klugheit und die vereinigte Anstrengung mehrerer Menschen, wenn die Not sie zwingt, auf Mittel zur Rettung ihres Lebens zu sinnen? Auch Balboa und seine Gefährten wußten, so verzweifelt auch ihre Umstände zu sein schienen, sich dennoch zu helfen. Zum Glück für sie trug die Insel einige junge Bäume. Von diesen rissen sie die Rinde ab, zerkaueten sie mit Kräutern und verstopften mit dieser Masse die Ritzen

und Löcher derjenigen Kähne, welche noch nicht völlig zerschmettert waren. Auf so zerbrechlichen und noch dazu überladenen Fahrzeugen vertrauten sie sich wieder dem Meere an, indem die Indianer voranschwammen, und so erreichten sie endlich glücklich das Gestade.

Aber ihre Not war damit noch nicht beendigt; denn als sie von Hunger getrieben in dem Gebiete eines Kaziken landeten, von welchem die Indianer versicherten, daß er Lebensmittel im Ueberflusse besäße, kam ihnen dieser mit einem Schwarm von den Seinigen entgegen, um sie zurückzutreiben. Die hungrigen Spanier aber fielen mit ihren ebenso gierigen Hunden so grimmig über die Feinde her, daß die schwachen Indianer ihnen nicht lange zu widerstehen vermochten. Eine Menge derselben wurde niedergemacht, der Kazike selbst verwundet, und die übrigen ergriffen die Flucht.

Nach diesem blutigen Auftritte waren beide Parteien zum Frieden geneigt. Der Kazike sandte seinen Sohn mit Lebensmitteln und prächtigen Geschenken an Gold und Perlen, und der Anblick dieser Kostbarkeiten war hinreichend, die Spanier alle ihre überstandenen Leiden vergessen zu machen. Nicht lange darauf kam er selbst, und als er sah, wie gierig die Spanier nach Gold und Perlen waren, so benachrichtigte er sie, daß sie von diesen bei einer nur fünf Meilen entfernten Insel und von jenem in dem Lande nach Süden hin eine sehr große Menge finden würden. Er riet indes, daß man, um nach beiden hinzuschiffen, das Ende der Regenzeit abwarten möchte; und so groß auch die Begierde der Spanier nach den ihnen beschriebenen Schätzen war, so bewog sie doch die Erinnerung an das, was sie eben erst ausgestanden hatten, die Sättigung ihrer Habsucht bis dahin aufzuschieben. Sie baten daher einmütig ihren Anführer, er möchte sie einstweilen nach der Kolonie zurückführen, und weil die meisten unter ihnen schwach und krank geworden waren, so sah sich Balboa gezwungen ihnen zu willfahren. Um aber das Land, durch welches er gekommen war, etwas genauer kennen zu lernen, nahm er seinen Rückmarsch durch andre nicht minder rauhe und unwegsame Gegenden, in welchen man abermals unbeschreibliche Schwierigkeiten zu

überwinden und mit den wildesten Nationen, welche die Gebirge bewohnten, fast ohne Unterlaß zu kämpfen hatte. Endlich langten sie, wiewohl äußerst entkräftet, wieder im Januar 1514 bei Santa Maria an.

Unter allen Gefährten des Balboa auf diesem merkwürdigen Zuge hatte keiner sich durch Mut und Standhaftigkeit bei jeder Gelegenheit mehr hervorgethan, als ein gewisser Pizarro, welcher hier zum erstenmal auf einer Schaubühne erschien, auf der er bald eine so große Rolle spielen sollte.

Nichts schien dem Balboa jetzt nötiger zu sein, als einen Abgeordneten nach Spanien zu schicken, der den König Ferdinand durch die Nachricht von der Entdeckung der Südsee und durch Uebersendung des für ihn bestimmten kostbaren Anteils an der gemachten Beute aussöhnen und ihn bewegen sollte, durch eine Verstärkung von ungefähr tausend Köpfen ihn in den Stand zu setzen, die Eroberung des goldreichen peruanischen Reiches zu unternehmen, von dessen Dasein man nunmehr die zuverlässigsten Nachrichten eingezogen hatte. Der Bericht wurde mit entzückender Freude vernommen; die Möglichkeit einer westlichen Fahrt nach Ostindien schien nunmehr entschieden zu sein, und man war hoch erfreut, den geraden Weg nach einem Lande gefunden zu haben, aus welchem die Portugiesen nun schon seit einigen Jahren die beneidenswertesten Schätze holten. Allein — wer hätte es denken sollen? — ebendieselbe argwöhnische Gemütsart, welche diesen König zum Undanke gegen den ersten Entdecker der neuen Welt verleitete, reizte ihn zu einer ähnlichen Ungerechtigkeit gegen Balboa, weil auch dieser ihm ein viel zu unternehmender Kopf zu sein schien, als daß man ihm die Regierung der von ihm entdeckten und noch ferner zu entdeckenden Länder anvertrauen dürfte. Es wurde daher zwar beschlossen, die angefangene Unternehmung eifrigst fortzusetzen, aber auch zugleich bestimmt, einen andern Mann nach Santa Maria zu schicken, der an Balboas Stelle die Statthalterstelle übernehmen sollte.

Drittes Kapitel.

Pedrarias wird Statthalter von Darien, Balboa enthauptet. Der Statthalter gründet die Stadt Panama.

Pedrarias de Avila hieß der Mann, welcher dazu ausersehen war, den Balboa abzusetzen und die Statthalterschaft von Darien zu übernehmen. Er war von vornehmer Geburt und von feiner Lebensart, aber sein Herz entsprach diesen äußern Vorzügen nicht, denn es war unedel und voll niedriger Tücke. Pedrarias lieferte den Beweis, daß hohe Geburt und wahrer Adel der Seele nicht immer beisammen sind. Es wurden ihm fünfzehn der größten Schiffe und ein Korps von zwölfhundert Soldaten mitgegeben, um die große Eroberung zu vollenden, welche Balboa angefangen hatte, und an fünfzehnhundert spanische Edelleute schifften sich aus eigenem Antriebe mit ihm ein, um an dieser wichtigen Unternehmung teilzuhaben. Eine so ansehnliche Ausrüstung auf königliche Kosten hatte bis dahin noch nie ihresgleichen gehabt.

Sobald diese mächtige Flotte in den Meerbusen von Darien eingelaufen war, sandte Pedrarias einen Offizier ans Land, um dem Balboa die ihm zuerkannte Absetzung und die Ankunft des neuen Statthalters zu melden. Man erwartete diesen Helden in einem seinen berühmten Thaten angemessenen Glanze vorzufinden; man erwartete auch, daß er sich der königlichen Anordnung widersetzen und es wagen würde, seine Herrschaft mit dem Schwerte in der Hand zu behaupten; aber in beiden Punkten hatte man sich geirrt.

Wie erstaunt war der Bote, als er den berühmten Mann, von dessen Reichtümern man sich so große Begriffe gemacht hatte, in einem groben, baumwollenen Kamisole, in ebenso schlechten Beinkleidern und in Schuhen von Baste antraf, indem er eben mit einigen Indianern beschäftigt war, seine eigene armselige Hütte mit Rohr zu decken! Der abgeordnete Offizier hatte Mühe, es zu glauben, daß der, den er in diesem schlechten Anzuge und bei dieser niedrigen Verrichtung fand, der weltberühmte, der tapfere Balboa selbst sei. Doch er konnte sich bald davon überzeugen, da

er die Großmut sah, mit welcher dieser die ihm jetzt angekündigte Ungerechtigkeit seines Königs ertrug. Denn so groß auch seine Befremdung über diesen unerwarteten Undank war, und so sehr auch seine mutigen Soldaten, deren Zahl durch eine aus den Inseln erhaltene Verstärkung bis auf vierhundert angewachsen war, in ihn drangen, sein Recht auf diesen Posten durch die Waffen geltend zu machen, so war er doch weit davon entfernt, Ungerechtigkeit durch Untreue vergelten zu wollen; er erklärte vielmehr sogleich, er und die ganze Kolonie unterwürfen sich ehrerbietig der königlichen Verfügung.

Sein stolzer Nachfolger trat nunmehr ans Land. Balboa selbst ging ihm mit Ehrerbietung entgegen, versicherte ihn seines Gehorsams in allem, was er als nunmehriger Statthalter ihm zu befehlen für gut befinden würde. Pedrarias wollte zeigen, daß er diese Versicherung für kein bloßes Kompliment halte; er fand also zunächst für gut, ihm die Schätze abzunehmen, um die er so viel Ungemach ausgestanden und sein Leben so vielen Gefahren ausgesetzt hatte. Der Vorwand hierzu war die Beschuldigung, daß er unbefugter Weise sich zum Statthalter aufgeworfen hätte, wofür ihm eine schwere Geldbuße aufgelegt wurde. Balboa knirschte zwar vor Unwillen, den Lohn seiner gefahrvollen Unternehmung von einem Unwürdigen verschlungen zu sehen, der an Verdiensten ihm so weit nachstand, allein er hatte doch Stärke des Geistes genug, auch diese Ungerechtigkeit zu verschmerzen.

Pedrarias war gerade in der Mitte der Regenzeit angekommen, in welcher diese ungesunde Gegend ihre giftigen Dünste auszuhauchen pflegt. Seine Begleiter empfanden bald den gefährlichen Einfluß eines Klimas, welches sogar für diejenigen, welche daran gewöhnt sind, nicht selten die verderblichste Wirkung äußert, sie fielen zu Hunderten dahin, und die übrigen gerieten durch den äußersten Mangel an Lebensmitteln und Erfrischungen in das allergrößeste Elend. Jedermann war unzufrieden, sich in seiner Hoffnung so sehr betrogen zu sehen und alle bestürmten den Statthalter mit der Bitte um eine baldige Zurücksendung nach ihrem Vaterlande. Dieser schritt hierauf zu einem

Mittel, sie zu besänftigen, welches sowohl für die junge Kolonie als auch für die ganze unglückliche Gegend die unseligsten Folgen hatte. Er erlaubte nämlich seinen Leuten nach Belieben Streifereien ins Land vorzunehmen, teils um Lebensmittel aufzusuchen, teils um Gold zu erpressen, eine Erlaubnis, von welcher diese Menschen mit der unmäßigsten Gier Gebrauch zu machen eilten.

Man verbreitete sich durch das ganze Land bis zu den entferntesten Provinzen, plünderte die Hütten der Eingebornen und mißhandelte sie selbst auf die unmenschlichste Weise. Selbst diejenigen Landschaften, mit welchen Balboa Bündnisse geschlossen hatte, blieben nicht verschont, und die Folge davon war, daß alle Europäer ein Abscheu in den Augen der besseren Wilden wurden, welche nicht umhin konnten, diese räuberischen und unmenschlichen Fremdlinge für eine besondere Gattung der allergefährlichsten Raubtiere zu halten.

Balboa sah mit Bekümmernis den nahen Untergang seiner Kolonie, das Verderben der Eingebornen und die Vereitelung des weitaussehenden Plans, über welchen seine Seele Tag und Nacht gebrütet hatte. Er hatte alles erdulden können, aber dies fiel ihm unerträglich. Er wagte es daher, dem Könige einen weitläufigen Bericht von des Pedrarias thörichtem Verfahren zuzusenden, und weil seine Beschuldigungen das Gepräge der Wahrheit hatten, so konnte Ferdinand nicht umhin, ihnen Glauben beizumessen. Er sah jetzt ein, daß er unbedachtsam gehandelt hatte, einen seiner thätigsten und verständigsten Diener durch einen Höfling verdrängen zu lassen, der in Geschäften dieser Art noch ganz und gar nicht bewandert war, und um diesen Fehler einigermaßen zu verbessern, ernannte er den Balboa zum Unterstatthalter in allen an der Südsee liegenden Ländern und verordnete zugleich, daß Pedrarias ihn in allen seinen Unternehmungen unterstützen, selbst aber nichts ohne Rat desselben unternehmen sollte.

Das war ein neuer Zunder für Pedrarias' Seele, um die Funken der Eifersucht und der Feindschaft gegen Balboa aufzufangen. Zwar konnte er nicht umhin, dem königlichen Befehle zu gehorchen, aber sein Groll wuchs in dem Maße,

in welchem er ihn jetzt verbergen mußte. Balboa hingegen hatte kaum seine neue Befehlshaberschaft angetreten, als er alles Vergangene mit soldatischer Großmut vergaß und auf nichts andres als auf Zurüstungen zu der längst entworfenen Unternehmung dachte, wodurch er der Krone Spanien den Besitz des goldreichen Peru zu erwerben hoffte. Unter unbeschreiblichen Schwierigkeiten kam er endlich damit zu stande, vier kleine Schiffe erbauen zu lassen und dreihundert Soldaten zusammen zu bringen, und mit diesen war er im Begriff, sich einzuschiffen, um das größte Königreich der neuen Welt umzustürzen.

Aber als er sich schon zur Abfahrt anschickte, kam eine Botschaft von Pedrarias an, welcher ihn ersuchte, seine Abreise auf eine kurze Zeit zu verschieben und erst vorher zu einer Unterredung mit ihm nach einem Orte zu kommen, den er ihm nannte. Balboa, der von allem Argwohn weit entfernt war, trug keinen Augenblick Bedenken, das Verlangen des Statthalters zu erfüllen. Er reiste also nach dem ihm angezeigten Orte ab; aber kaum war er daselbst angekommen, als der hinterlistige Pedrarias ihn in Fesseln legen ließ. Der betrogene Mann wußte nicht, wie ihm geschah und was man mit ihm vorhabe; aber er blieb nicht lange in dieser Ungewißheit. Pedrarias, dessen kleine, eifersüchtige Seele nach dem Blute eines Mannes lechzte, von dem er bald ganz verdunkelt zu werden besorgte, ließ ihm sogleich als einem Empörer, der mit verräterischen Absichten gegen den König und den Statthalter umgehe, den Prozeß machen und das Todesurteil über ihn aussprechen. Die ganze Kolonie, selbst die Richter, die er zu Werkzeugen seiner Grausamkeit gebraucht hatte, flehten das Ungeheuer an, eines Lebens zu schonen, das ihnen allen so wert und für den Dienst des Königs so ungemein wichtig war, — aber umsonst. Der Unglückliche wurde vorgeführt und öffentlich enthauptet.

Der König wurde von der abscheulichen That in Kenntnis gesetzt durch Leute und Berichte, die Pedrarias bestimmt hatte, so daß der Mörder nicht nur unbestraft, sondern auch im Besitz seiner Statthalterschaft blieb.

Für die zum Untergang bestimmten Peruaner hatte

diese Begebenheit die glückliche Folge, daß das Unglück, welches sie bedrohte, noch um einige Jahre verzögert wurde. Denn da Pedrarias selbst nicht das Herz hatte, sich in eine so gefahrvolle Unternehmung einzulassen und jeder brave Mann durch das Schicksal des unglücklichen Balboa abgeschreckt wurde, sich unter den Augen eines so eifersüchtigen Oberhauptes durch außerordentliche Thaten hervorzuthun, so unterblieb der Zug, zu welchem alles schon bereitet war, und man schränkte sich auf die Beraubung und Mißhandlung derjenigen Indianer ein, welche die Landenge von Darien bewohnten.

Die äußerst ungesunde Lage der Pflanzstadt Santa Maria und die Begierde, sich wenigstens durch etwas berühmt zu machen, bewogen den Pedrarias, sich die Erlaubnis auszubitten, die Kolonie in eine andre Gegend auf der westlichen Seite der Erdenge an das Gestade des südlichen Ozeans zu verlegen. Seine Bitte wurde ihm gewährt, und so wurde denn der Grund zu einer Stadt gelegt, welche nachher des Handels wegen lange Zeit eine der wichtigsten in Amerika gewesen ist.

Pedrarias erbaute die Stadt Panama, aber nicht an der Stelle, an der die jetzige Stadt liegt, denn das alte Panama wurde von dem englischen Seeräuber Morgan überfallen, geplündert und in Asche verwandelt. Als man es nachher wieder aufbauen wollte, fand man für gut, dem Orte eine bequemere Lage an der Mündung eines Stromes zu geben, der von den Spaniern der große Fluß (Rio grande) genannt wird. So entstand das jetzige Panama.

Panama ist eine geraume Zeit hindurch einer der wichtigsten Handelsplätze in Amerika gewesen, weil es der einzige Sammelplatz aller Waren und Kostbarkeiten war, welche aus Europa nach dem spanischen Südamerika und aus diesem nach Europa gesandt wurden. Die Kaufleute aus Peru und Chili schickten ihr Gold, ihre Perlen, ihre Kakaobohnen, ihre Chinarinde und andre südamerikanische Landesprodukte alle nach Panama, die von da über die Erdenge nach Portobello zu Lande gebracht wurden. Zu Portobello kamen die mit europäischen Waren befrachteten Schiffe an, und ihre Ladung wurde gleichfalls zu Lande

weiter nach Panama geschafft, um von da nach Peru und Chili versandt zu werden. Panama war also damals der einzige Mittelpunkt des wichtigen Handels zwischen Europa und dem spanischen Südamerika.

Viertes Kapitel.

Bündnis des Pizarro, Almagro und Luque. Pizarros Jugend. Gefahren auf der Fahrt nach Süden.

Pedrarias war einige Jahr lang teils mit der Erbauung seiner Stadt, teils mit der Bekämpfung und Unterjochung der unglücklichen Wilden beschäftigt, welche die ganze lange Landenge zwischen dem nördlichen und südlichen Ozean bewohnten. Balboas Plan, das goldreiche Peru zu erobern, war unterdes beiseite gesetzt worden. Erst im Jahr 1524, also sechs Jahre nach dem Anfange der mexikanischen Unternehmung, wurde er endlich wieder aufgenommen und zwar durch Pizarro.

Dieser Mann setzt durch seine unerhörte Standhaftigkeit, durch seine unermüdliche Geduld im Leiden und durch einen Löwenmut, den nichts erschüttern konnte, mehr als einmal in Erstaunen, aber was sind diese erhabenen Eigenschaften, wenn sie nicht von wahrer Rechtschaffenheit, von reiner Güte des Herzens und von thätiger Menschenliebe begleitet werden? Sie sind ein Messer in der Hand eines Rasenden, der es nicht dazu braucht, dem Dürftigen sein Brot zu schneiden, sondern sich und andre zu verwunden.

Unter denen, welche mit Pedrarias sich zu Panama niedergelassen hatten, waren drei außerordentliche Männer; der eine hieß Franz Pizarro, der andre Diego de Almagro und der dritte Ferdinand de Luque, der ein Priester war und sich zu Santa Maria schon einen bedeutenden Reichtum erworben hatte.

Pizarro war als unehelicher Sohn eines spanischen Edelmanns und einer Weibsperson niederen Standes in Truxillo, einer Stadt in Estremadura in Spanien, wahrscheinlich im Jahre 1471 geboren. Sein unedler Vater bekümmerte sich um die Erziehung des Knaben nicht; seine schamlose Mutter hatte selbst keine Erziehung gehabt, konnte also auch keine

geben: Pizarro wuchs auf wie ein wildes Gesträuch, welches von keinem gewartet und gezogen wird — ohne allen Unterricht, ohne alle Anleitung zum Guten. Man erzählt sogar, daß die Mutter sich des Knaben entledigt habe, indem sie ihn an der Thür einer der Hauptkirchen aussetzte, und er würde umgekommen sein, wenn ihn nicht eine Sau genährt hätte. Sein tägliches Geschäft in seinem Knaben- und Jünglingsalter war — die Schweine zu hüten; wir dürfen uns also nicht wundern, daß seine Seele nichts von allen den feinen Gefühlen des Mitleids und der Menschenliebe kannte, zu welchen unser Herz nur durch eine sorgfältige Ausbildung in der Jugend fähig gemacht wird.

Indes regte sich in ihm ein Etwas, so daß er dieser niedrigen Beschäftigung überdrüssig wurde und nach höheren Dingen strebte, trotzdem er nicht einmal lesen und schreiben gelernt hatte. Ehe man es sich versah, hatte er seine Herde im Stiche gelassen und war Soldat geworden. Aber auch in diesem Stande fühlte sein ehrgeiziger und unruhiger Geist sich noch zu eingeschränkt; er sehnte sich nach einer größeren Thätigkeit, nach einem weiteren Wirkungskreise. Kaum hatte er einige Jahre gedient, als er, wie alle andern unternehmenden Köpfe seiner Zeit, seine Augen sehnsuchtsvoll nach der großen Schaubühne der neuen Welt richtete und nicht eher ruhte, als bis er selbst dort war.

Hier that er sich schon unter Balboas Anführung bei jeder gefahrvollen Gelegenheit so ausnehmend hervor, daß er trotz seiner großen Unwissenheit bald für würdig gehalten wurde, eine Befehlshaberstelle zu bekleiden. Sein starker Körper war gegen jedes Ungemach bis zur Bewunderung abgehärtet, sein kühnes Herz wußte nichts von Furcht und trieb ihn mächtig an, sich bei jeder Gefahr an die Spitze seiner Gefährten zu stellen, alle seine Seelenkräfte waren ohne Unterlaß gespannt, um den Mangel an Kenntnissen durch Aufmerksamkeit und Ueberlegung zu ersetzen. Da er sah, daß nichts als Kopf, Mut und Emsigkeit in der Verrichtung seiner Dienste ihn aus der Niedrigkeit, in welcher er aufgewachsen war, emporheben konnte, so wandte er diese Mittel sorgfältig an, um sich bei jeder Gelegenheit zu seinem Vorteile auszuzeichnen. Es gelang ihm, und der Schwein-

hirte wurde ein Mann, der dazu geboren zu sein schien, über andre zu herrschen und eine der größten Rollen seiner Zeit zu spielen.

Almagro hatte seiner Geburt und Erziehung nach fast ein gleiches Schicksal gehabt, wie Pizarro; er war ein Findling, eins von den unglücklichen Kindern, welche von ihren Eltern entweder aus unnatürlicher Lieblosigkeit oder aus gänzlichem Unvermögen, sie zu ernähren, irgendwo hingelegt werden, damit mitleidige Menschen sie finden und sich ihrer annehmen mögen. Auch er war frühzeitig Soldat geworden, auch er hatte sich zu etwas Größerem fähig gefühlt und war in der Absicht, sich hervorzuthun, gleichfalls nach Amerika gesegelt. An Festigkeit des Leibes und der Seele, an Mut, Standhaftigkeit und unermüdeter Geschäftigkeit war er dem Pizarro gleich, an Edelmut hingegen, an Freimütigkeit und Redlichkeit ließ er ihn weit zurück; denn diese schönen Tugenden waren nicht in Pizarros Charakter, dessen Vorsicht nur gar zu oft in List und dessen größere Klugheit nicht selten in Verstellung und Falschheit ausartete.

Ferdinand de Luque bekleidete das Amt eines Unterpfarrers in Panama; er war ehemals als Schulmeister bei der Stiftskirche von Darien angestellt und scheint ein Mann von besonderer Vorsicht und Weltkenntnis gewesen zu sein. Durch seine achtungswerten Eigenschaften und als Aufseher der öffentlichen Gelder hatte er sich in der kleinen Gemeinde, zu der er gehörte, großen Einfluß erworben.

Dies war das Kleeblatt, welches zum Unglück der armen Peruaner sich zusammengethan hatte. Es wurde verabredet, daß jeder der drei Männer sein ganzes Vermögen zu der Ausrüstung, die sie jetzt vornehmen wollten, hergeben sollte, und weil Pizarro am wenigsten beitragen konnte, so übernahm er den beschwerlichsten und gefährlichsten Teil der Geschäfte, nämlich die persönliche Anführung der kleinen Macht, welche zur Entdeckung und Umstürzung des peruanischen Reiches abgesandt werden sollte. Almagro hingegen erbot sich, ihm von Zeit zu Zeit Verstärkung und den nötigen Vorrat an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen zuzuführen. Der Priester endlich, der in allen Künsten eines schlauen Unterhändlers geübt war, sollte zu Panama

bleiben, um den Statthalter bei guter Laune zu erhalten und alle übrigen Angelegenheiten, besonders die Beschaffung des Geldes zu besorgen.

Nachdem man die Einwilligung des Statthalters erlangt hatte, ging Luque mit seinen Verbündeten in die Kirche, hielt einen feierlichen Gottesdienst nach katholischer Weise, den man die Messe nennt, und nachdem er eine Oblate, deren man sich beim Abendmahl bedient und welche die katholischen Christen eine Hostie nennen, geweiht hatte, zerbrach er dieselbe in drei Teile, behielt den einen für sich, und reichte die beiden übrigen seinen Bundesgenossen, um ihren Bund, der freilich auf nichts als Raub und Mord zielte, im Namen der Friedensfürsten zu beschwören.

Die ganze Ausrüstung, mit der man das größte Königreich der neuen Welt umzustoßen sich getraute, bestand in einem einzigen Schiffe, welches nicht mehr als 112 Mann an Bord hatte. Mit dieser elenden Macht lichtete Pizarro um die Mitte des Monats Mai 1524 in dem Meerbusen von Panama die Anker und steuerte gegen Süden.

Die Jahreszeit war die unpassendste, die man zur Reise wählen konnte, denn es war die Regenzeit, in der die Schiffahrt nach dem Süden hin durch widrige Winde erschwert und doppelt gefährlich wird durch die über die Küste hinstreichenden Stürme. Das verstanden aber die Abenteurer nicht, sie mußten ringen und kämpfen mit Stürmen und Wogen, mußten Hunger und Durst leiden, in beständigen Gefahren leben, ohne in der Fahrt vorwärts zu kommen.

Fünftes Kapitel.

Pizarro ist auf dem Eiland Gorgona in großer Verlegenheit. Fortsetzung der Fahrt nach Süden. Die Schiffe gehen bei Tumbes vor Anker.

Nachdem Pizarro siebzig Tage lang unter den größten Beschwerlichkeiten und Gefahren mit widrigen Winden und Wogen gekämpft hatte, war er noch nicht weit über die Perleninseln hinausgekommen, die mitten in dem großen

Busen von Panama liegen, eine Fahrt, welche man heutigestags in wenigen Stunden vollendet.

Er landete an verschiedenen Stellen der Küste, aber alles, was er dort sah und erfuhr, war so abschreckend, daß die Standhaftigkeit eines Pizarro dazu gehörte, der in seinem Vorhaben sich durch kein Hindernis irre machen ließ. Hier waren dichtverwachsene und undurchdringliche Wälder ohne Fruchtbäume, dort unzugängliche Sümpfe oder ganz unter Wasser stehende Landschaften, überall wilde, unfreundliche Bewohner, welche herbeieilten, um die ungeladenen Gäste von ihren Grenzen abzuhalten, überall Mangel, Gefahren und unvorhergesehene Schwierigkeiten; nirgends Gold oder andre Kostbarkeiten, deren man sich so viel versprochen hatte. Der Mangel an Lebensmitteln war so groß, daß der Hunger die Leute nicht selten antrieb Knospen und Sprößlinge von den Bäumen abzunagen, so unbefriedigend diese unnatürliche Nahrung auch immer sein mochte. Dies alles und besonders der pestilenzialische Einfluß eines so feuchten und schwülen Klimas raffte einen großen Teil des kleinen Korps dahin, und die übrigen waren so entkräftet und so niedergeschlagen, daß Pizarro sich genötigt sah wieder umzukehren, um eine Verstärkung aufzunehmen, welche Almagro ihm nachzuführen versprochen hatte. Er segelte in dieser Absicht nach Chikama, einem Orte, welcher den Perleninseln gegenüber lag, denn er konnte sich nicht entschließen, sich bei dem damaligen Zustande des Unternehmens vor dem Statthalter zu zeigen.

Almagro hatte wirklich siebzig Mann Rekruten zusammengerafft und war seinem Bundesgenossen nachgesegelt. Allein ihr beiderseitiges Unglück wollte, daß sie sich einander verfehlen mußten. Jener, welcher die Hoffnung hegte, daß Pizarro schon längst in dem goldreichen Lande, dem einzigen Gegenstande des feurigsten Wunsches aller dieser Abenteurer, sei, richtete seinen Lauf nach Süden und erfuhr dieselben Widerwärtigkeiten, welche Pizarro erfahren hatte. Auch ihm widersetzten sich die wilden Bewohner dieser Küste überall, wo er ans Land zu gehen versuchte, mit großer Herzhaftigkeit. In einem hitzigen Gefechte mit denselben hatte er das Unglück, durch einen Pfeilschuß ein Auge zu verlieren, und er sah sich endlich gleichfalls genötigt wieder

umzukehren. Bei den Perleninseln erfuhr er den Ort, wohin Pizarro sich zurückgezogen hatte, und eilte nach Chikama, um sich mit ihm zu vereinigen.

Die Freude des Wiedersehens löschte das schmerzhafte Andenken an die überstandenen Beschwerden in ihren Herzen plötzlich aus, und beide waren so weit davon entfernt, ihre Unternehmung aufzugeben, daß sie vielmehr beschlossen, unverzüglich und zwar zugleich wieder auszulaufen. Das Glück war ihnen diesmal etwas günstiger. Zwar mußten sie abermals mit allen den Schwierigkeiten und Hindernissen kämpfen, welche ihren ersten Versuch vereitelt hatten, aber da sie derselben eine Geduld entgegensetzten, welche sich durch nichts ermüden ließ, so gelang es ihnen doch diesmal, bis zu der Bai von Matthäus an der Küste von Quito vorzudringen. Sie landeten zu Takamez unweit der Mündung des Smaragdenstroms.

Welch einen Unterschied mußten die Eroberer wahrnehmen zwischen dieser Gegend und allen denen, in welchem man bis dahin ans Land gegangen war. Quito, die weitläufigste und schönste Landschaft des peruanischen Reiches, ist eine der anmutigsten und gesegnetsten Länder der Welt. Obgleich es fast mitten unter dem heißen Himmelsgürtel liegt, hat es doch eine so angenehm gemäßigte Luft, daß man hier die Fabel von dem goldenen Zeitalter, die von einem ewigen Frühling erzählt, wahrgemacht zu sehen glaubt.

Dieses liebliche Klima wird bewirkt teils durch die Nähe der hohen Kordilleras, welche mit ewigem Schnee und Eise bedeckt sind, teils durch die große Südsee, welche die Küsten dieser Landschaft bespült. Der Wind mag nun entweder von jenen oder von dieser kommen, so bringt er in beiden Fällen so viel Erfrischung mit, daß die Hitze so gemäßigt wird, daß das Klima für unser Gefühl das lieblichste ist. Die Luft ist dabei sehr rein, gesund und erquickend. Wer sie einatmet, glaubt Wohlbehagen und Gesundheit einzuschlürfen. Da sieht man keins von allen den ekelhaften und höchst beschwerlichen Insekten, welche eine so große Plage für die meisten andern amerikanischen Länder sind. Der Boden ist einer der fruchtbarsten in der Welt; alles gedeiht, alles vervielfältigt sich hier unendlich. Hier

herrscht nicht etwa ein beständiger Frühling, nein, ewiger Sommer und ewiger Herbst herrschen zugleich in diesem paradiesischen Lande. Aufgehende Saaten und reife Aehrenfelder, Knospen, Blüten und reife Früchte kann man hier in jeder Jahreszeit zugleich sehen.

Doch auch Unannehmlichkeiten hat dieses herrliche Land. Oft, wenn der Morgen heiter und lieblich gewesen ist, hüllt sich gegen Mittag der ganze Himmel plötzlich in schwarze, mit den schrecklichsten Ungewittern nahende Wolken. Dann ergreift ängstliche Erwartung dessen, was da kommen soll, Menschen und Tiere; dann beginnen Ungewitter, von deren Heftigkeit wir uns kaum eine Vorstellung machen können. Der ganze Himmel scheint in Brand geraten zu sein, und der Donner rollt mit einem so schrecklichen Getöse gegen die hohen Gebirge und von den Gebirgen zurück, daß die Erde davon erzittert, als wenn sie in Zuckungen verfiele. Nicht selten ist dies auch wirklich der Fall; denn sehr oft werden diese Donnerwetter von Erderschütterungen begleitet, welche die fürchterlichsten Wirkungen äußern. Doch zum Glück für die Eingebornen wird ein solches Erdbeben, wenn es einigermaßen heftig werden soll, durch verschiedene Anzeigen deutlich genug vorher verkündigt.

Zuerst entsteht meist eine außerordentliche Bewegung in der Luft, die von einem dumpfen Getöse begleitet wird. Plötzlich scheinen alle Vögel vom Schwindel ergriffen zu werden. Sie fliegen nicht mehr, wie gewöhnlich, sondern bewegen sich schußweise und haben nicht die Kraft mehr, ihren Flug zu lenken, wohin sie wollen. Man sieht sie daher gegen die Mauern, Bäume und Felsen fliegen und die Köpfe sich zerstoßen. Bald darauf wird ein fürchterliches, unterirdisches Getöse vernommen, in welches die Hunde mit einem lauten Geheule einzustimmen pflegen. Alle Tiere stehen still mit ausgebreiteten Beinen, ob sie nun durch Instinkt oder durch Erfahrung vor der bevorstehenden Erderschütterung gewarnt werden. Dann fliehen die Menschen aus ihren Häusern auf das freie Feld, und das Geschrei der Kinder, das Wehklagen der Weiber, verbunden mit einer plötzlichen Finsternis und mit lautheulenden Sturmwinden, machen eine solche Szene zu der schrecklichsten, die man sich

vorstellen kann. Die Hauptstadt Lima ist viermal durch Erdbeben verwüstet worden, bis sie endlich gänzlich umgeworfen und in einen Steinklumpen verwandelt wurde. Sie ist wieder aufgebaut worden, aber man hat bei dem Bau auf die Erderschütterungen Rücksicht genommen. Statt der hohen europäischen Häuser, welche einem Lande, das so häufigen Erdbeben unterworfen ist, keineswegs angemessen sind, hat man nach dem ehemaligen Landesgebrauche nur kleine Gebäude von einem Stockwerk aufgeführt, welche das Zittern der Erde besser ertragen können.

Der Anblick dieses schönen Landes und die Bemerkung, daß die Eingebornen, welche in wollene und kattunene Zeuge gekleidet waren, sich mit allerlei goldnen und silbernen Zieraten schmückten, überzeugte die Spanier, daß sie an dem Ziele ihrer Wünsche waren; aber die Mannschaft war durch die abermaligen Beschwerden ihrer Fahrt und durch Krankheit so sehr geschwächt worden, daß sie es unmöglich wagen durfte, in diese volkreiche Landschaft einzudringen. Nach reifer Ueberlegung faßte man folgenden Entschluß: Almagro sollte nach Panama zurücksegeln, um neue Verstärkung zu holen, Pizarro aber wollte mit dem Reste seiner Leute sich auf die kleine Insel Gallo zurückziehen, welche unweit des festen Landes liegt. Hier wollte er so lange verweilen, bis sein Freund mit der nötigsten Verstärkung zurückkäme.

Almagro segelte ab, aber als er zu Panama ankam, fand er, daß eine große Veränderung daselbst vorgegangen war. Man hatte den Pedrarias seiner Statthalterschaft entsetzt und einen gewissen Pedro de los Rios zu seinem Nachfolger ernannt. Dieser, welcher nichts weniger als unternehmend war, fand den Plan der drei Verbündeten so abenteuerlich und die Ausführung desselben so gewagt, daß er schlechterdings nicht zugeben wollte, daß Almagro von neuem Rekruten würbe. Er ließ sogar zwei Schiffe auslaufen, um den Pizarro und alle, welche bei ihm geblieben waren, zurückzurufen.

Die Schiffe kamen bei der Insel Gallo an, aber Pizarro weigerte sich dem Befehle des Statthalters Gehorsam zu leisten, obgleich die meisten seiner Leute ganz und gar keine Lust zeigten eine Unternehmung fortzusetzen, welche schon so

vielen ihrer Kameraden das Leben, ihnen selbst aber so großes und anhaltendes Ungemach gekostet hatte. Pizarro beschrieb hierauf mit seinem Degen einen Strich im Sande und befahl allen denen, welche ihn verlassen wollten, über denselben hinauszugehen, damit er erführe, auf wie viel treue Gefährten er rechnen dürfe. „Freunde und Gefährten,“ rief er, „auf dieser Seite ist Beschwerde, Hunger, Nacktheit, Regen und Sturm, Verlassenheit und Tod, auf jener Lust und Wohlbehagen. Dort liegt Peru mit seinen Schätzen, hier Panama mit seiner Armut. Jeder von euch wähle, was am besten für einen tapferen Kastilianer paßt. Was mich betrifft, ich gehe nach Süden.“ Zu seinem Verdrusse mußte er sehen, daß bei weitem der größte Teil wirklich hinüberging. Nur dreizehn Spanier und ein Mulatte, entschlossene Wagehälse, blieben diesseits des Striches. Mit diesen vierzehn treuen und mutigen Gefährten beschloß er zu bleiben, in der Hoffnung, daß sein Glück und der Eifer seiner Bundesgenossen ihn nicht im Stiche lassen würden.

Der Gesandte des Statthalters bewunderte den Heldenmut der entschlossenen und kühnen Männer keineswegs, sondern sah in ihrem Entschluß einen groben Ungehorsam und eine Auflehnung gegen die Befehle der vorgesetzten Behörde; er hielt die Leute für toll, die mit aller Gewalt in ihr Verderben rennen wollten. Deshalb wollte er auch keines seiner Schiffe den Abenteurern zur Fortsetzung ihrer Reise überlassen und konnte nur mit Mühe dazu bewogen werden, ihnen einen Teil der Vorräte abzutreten, die er zu ihrem Unterhalte mitgebracht hatte. Die Leute blieben trotz der Härte des Dieners der Obrigkeit in ihrem Entschluß fest. Eine Handvoll Leute, ohne Nahrung, ohne Kleidung, fast ohne Waffen, ohne Kenntnis von dem Lande, für das sie bestimmt waren, ohne Schiffe zu ihrer Beförderung, blieb hier auf einem einsamen Felsen im Meere zurück, um einen Kreuzzug gegen ein mächtiges Reich zu führen. Hätte Pizarro hier in seinem festen Vorsatze geschwankt und die ihm jetzt so verführerisch dargebotene Gelegenheit benützt, sich und seine mutlosen Leute aus ihrer verzweifelten Lage zu retten, dann würde sein Name mit seinem Glücke untergegangen und die Eroberung von Peru andern und glück-

licheren Abenteurern überlassen geblieben sein; aber seine Beharrlichkeit war der Lage angemessen, und sein Benehmen hier erwies ihn als dem gefährlichen Posten gewachsen, den er eingenommen hatte, und flößte den andern ein Vertrauen zu ihm ein, das den Erfolg am besten sicherte.

Da die Insel Gallo wegen der Nachbarschaft des festen Landes ein zu unsicherer Aufenthalt zu sein schien, auch an süßem Wasser Mangel hatte, so beschloß Pizarro, sich nach einer andern Insel zu begeben, die er vorher entdeckt und ihres greulichen Ansehens wegen Gorgona genannt hatte. Er unternahm diese Fahrt in einem Boote, welches so baufällig war, daß man in jedem Augenblicke den Untergang desselben besorgen mußte. Dennoch kam er glücklich an und bereitete sich zu einer Lebensart vor, welche Leute von minderer Standhaftigkeit in den ersten acht Tagen hätte in Verzweiflung stürzen müssen.

Das Eiland Gorgona, welches unter dem vierten Grade der nördlichen Breite liegt, wird von allen, die es gesehen haben, als ein schrecklicher und im höchsten Grade beschwerlicher Aufenthalt beschrieben. Seine dichtverwachsenen finstern Wälder und seine hohen und schroffen Berge geben ihm ein fürchterliches Ansehen; sein Klima ist eins der ungesundesten und unangenehmsten in der Welt. Ohne die Sonne zu sehen, welche den dicken Nebel, der fast unaufhörlich auf dieser Insel ruht, nur selten durchdringen kann, atmet man daselbst eine schwüle, feuchte und von schädlichen Dünsten vergiftete Luft ein, und die Menge des fliegenden und kriechenden Ungeziefers ist hier größer, als an irgend einem Orte in ganz Amerika. Rechnet man nun zu diesen Beschwerlichkeiten noch den drückenden Mangel an den meisten Bedürfnissen des Lebens und die gegründete Furcht, aus diesem traurigen Zustand vielleicht nie wieder erlöst zu werden, so muß man die Größe der Seele bewundern, mit welcher Pizarro und seine Gefährten sich lieber in diesen hoffnungslosen Zustand werfen, als ihre einmal beschlossene Unternehmung aufgeben wollten.

Das erste, was unsre Insulaner nunmehr vornahmen, war die Erbauung eines Kahnes, dessen sie sich zum Fischfange bedienen wollten. Sie kamen mit dem Bau glücklich

zu stande, und Pizarro selbst war hierauf der eifrigste Fischer, um, soviel möglich, zu verhüten, daß seine großmütigen Gefährten Mangel litten. Weder die erstickende Hitze und die täglichen Donnerwetter, noch die schmerzhaften Stiche des die Luft verfinsternden Geschmeißes konnten ihn abhalten. Zu andrer Zeit durchstreifte er die dichtverwachsenen Wälder als Jäger und das Beste, was er jedesmal erbeutete, wurde seinen Gefährten zu teil. Einige derselben wurden bald nach ihrer Ankunft krank; die übrigen alle so entkräftet, daß ihnen der Beistand ihres gegen alles Ungemach abgehärteten Anführers gar sehr zu statten kam.

Sieben lange Monate waren schon verstrichen, und noch ließ sich kein Schiff zu ihrer Erlösung sehen. Die Geduld und die Kräfte der meisten unter ihnen waren erschöpft, als sie endlich den verzweifelten Entschluß faßten, ihr hinwelkendes Leben einigen zusammengebundenen Balken anzuvertrauen, sich auf das große Weltmeer zu wagen und zu versuchen, ob sie vielleicht das feste Land erreichen könnten. Allein als sie eben damit beschäftigt waren, ein solches Floß herzurichten, erblickten sie zu ihrer unaussprechlichen Freude ein Schiff, welches auf die Insel zuhielt und bald darauf auch wirklich bei derselben vor Anker ging. Ihre Freude wurde noch größer, als es sich zeigte, daß dieses Schiff von den Bundesgenossen zu Panama abgeschickt war, welche endlich Mittel gefunden hatten, sich die Erlaubnis zur Abfahrt von dem Statthalter auszuwirken.

Wer hätte nun denken sollen, daß Leute, welche für ihre Tollkühnheit so sehr hatten büßen müssen, etwas Angelegentlicheres gehabt hätten, als sich augenblicklich einzuschiffen, um wieder nach Panama zu ihren Landsleuten zurückzueilen? Aber nein, diese außerordentlichen Menschen vergaßen in dem Augenblicke ihrer Befreiung aus dem tiefsten Elende alles, was sie erduldet hatten, und waren von diesem Augenblicke an fester als je entschlossen, ihre angefangene Unternehmung fortzusetzen. Voll freudigen Mutes bestiegen sie das Schiff, welches ihnen nur zu ihrer Heimfahrt gesandt war, und steuerten nicht nach Panama, sondern abermals südostwärts nach der peruanischen Küste.

Nun war das Schicksal der armen Peruaner so gut

wie entschieden. Nach einer Fahrt von einundzwanzig Tagen erreichte Pizarro denjenigen Teil der Küste, auf welcher eine peruanische Stadt mit Namen Tumbes lag. Er legte sich auf der Reede dieses Ortes vor Anker, um, wenn Wind und Wetter günstig werden sollten, in den Hafen einzufahren.

Sechstes Kapitel.

Das Goldland ist entdeckt. Die Lamas. Rückkehr nach Panama. Pizarro am Hofe Karls V.

Pizarros Schiff hatte auf der Reede von Tumbes kaum die Anker ausgeworfen, als sich schon einige Peruaner bei ihm einfanden, welche über den wunderbaren Bau des schwimmenden Hauses und über die ebenso wunderbare Gestalt der weißen, bärtigen Männer ihr großes Erstaunen ausdrückten. Eiligst ruderten sie wieder zurück nach dem Ufer, und kurze Zeit darauf sah man zehn bis zwölf Flöße herbeischwimmen, welche mit allerlei Erfrischungen, auch mit Getränken in goldenen und silbernen Gefäßen beladen waren, ein herzerquickender Anblick für die Spanier, welche ebenso sehr nach Gold wie nach frischen Speisen hungerten. Der Kazike der Gegend war es, der aus gastfreundlicher Milde den künftigen Verwüstern und Tyrannen seines Vaterlandes dies alles zur Bewillkommnung sandte. Er ließ sie einladen ans Land zu kommen, um sie mit allem zu versorgen, was zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nur immer erfordert würde.

Die Spanier brannten vor Begierde, dieser Einladung zu folgen, um ihre gierigen Hände mit den Schätzen des Landes zu füllen, aber Pizarro, welcher klug genug war, mit Behutsamkeit zu Werke zu gehen, erlaubte nur erst zweien, einem Spanier und einem Schwarzen, ans Land zu gehen, um Kundschaft einzuziehen. Als diese am Ufer erschienen, wußten die erstaunten Peruaner nicht, wen von beiden sie am meisten bewundern sollten, den weißen Europäer oder den schwarzen Afrikaner? Beide waren für sie eine nie gesehene Seltenheit, denn sie selbst waren kupferfarbig.

Der Neger fiel ihnen am meisten auf. Sie fingen an ihn zu waschen, um zu versuchen, ob die schwarze Farbe seiner Haut nicht etwa abgespült werden könnte, aber ihre Anstrengung hatte natürlich nicht den mindesten Erfolg.

Alles, was diese beiden Kundschafter am Lande sahen, bestärkte sie in der großen Meinung, die sie von den Reichtümern der Gegend schon vorher gefaßt hatten. In den Wohnungen der Peruaner, wo man sie gastfreundlich bewirtete, erblickten sie eine Menge goldener und silberner Gefäße, deren man sich zu dem gemeinsten Gebrauche bediente, und die Leute selbst waren mit allerlei aus edlen Metallen verfertigten Zieraten reichlich behangen. Die wollenen und kattunenen Zeuge, mit denen die Eingebornen sich bekleideten, und viele andre kunstreich verfertigte Sachen überzeugten sie, daß sie sich bei einer Nation befanden, die von denjenigen Amerikanern, die man bis dahin kennen gelernt hatte, himmelweit verschieden war.

Die Wolle zu ihren Kleidern gewannen die Peruaner von dem Lama, einem wolletragenden Tiere, welches mit dem Schafe einige Aehnlichkeit hat und welches die Spanier hier zum erstenmal kennen lernten.

Das Lama heißt auch peruanisches Schaf oder Schafkamel, weil es einen langen und gebogenen Hals hat, oder auch Guanako. Die Aehnlichkeit, welche dieses Tier mit den Schafen und Kamelen hat, ist sehr gering. Mit jenem hat es nichts als die Wolle, mit diesem nur den langen Hals gemein. Sein Kopf ist klein und gleicht einigermaßen dem Kopfe eines Pferdes. In seiner Oberlefze befindet sich eine Spalte, durch welche es seinen Speichel gegen diejenigen, die es beleidigen, bis auf zehn Schritte weit fliegen zu lassen pflegt. Seine Höhe beträgt ungefähr vier, seine Länge fünf bis sechs Fuß; aber der Hals macht von beiden die Hälfte aus. Die Farbe derer, welche in der Wildheit leben, fällt ins Rotfahle; die zahmen hingegen sind weiß, schwarz oder gesprenkelt.

Es ist übrigens eins der nützlichsten Tiere nicht nur wegen seiner Wolle und seines Fleisches, sondern auch besonders deswegen, weil es so überaus geschickt zum Lasttragen ist. Die Lamas können eine Last von hundert Pfund

und wohl darüber tragen und erklettern die steilsten Gebirge. Ihr Gang ist zwar langsam, aber ihr Schritt um so viel sicherer. Sie gehen vier bis fünf Tage in einem fort, aber dann nehmen sie sich auch selbst vierundzwanzig Stunden Zeit zur Ruhe. Dabei sind sie sehr leicht zu unterhalten, weil sie zu ihrer Nahrung nichts als einige Kräuter nötig haben, die sie auf ihrem Wege finden. Des Getränks können sie ganz entbehren, weil der Speichel, der ihnen so reichlich zufließt, die Stelle desselben vertritt.

Dieses Tier ist von sanftem, aber ernsthaftem phlegmatischen Temperament. Solange es noch Kräfte in sich fühlt, erträgt es Hunger und Arbeit mit der größten Geduld, aber sobald auch seine Kräfte erschöpft sind, kann man es weder durch Ermunterungen noch durch Schläge aus der Stelle bringen. Man sagt, der Eigensinn dieser Tiere gehe in diesem Falle so weit, daß sie sich selbst töteten, indem sie mit dem Kopfe gewaltsam gegen die Erde stoßen.

Die Peruaner lieben diese nützlichen Tiere als ihre Freunde. Wenn die Zeit kam, daß einige junge Lamas zum erstenmal gebraucht werden sollten, so geschah dieses nie ohne große und rührende Feierlichkeit. Alle Anverwandte, Freunde und Bekannte des Hauses versammelten sich wie zu einem Feste. Die jungen Lamas wurden mit Bändern und Kränzen geschmückt, und man feierte ihre Einweihung zur Arbeit zwei Tage lang durch Tanz und andre Ergötzlichkeiten. Von Zeit zu Zeit sah man einige der Gäste nach dem Stalle laufen, um diese Tiere mit der größten Zärtlichkeit anzureden und sie mit Liebkosungen zu überhäufen. Nur dann erst, wenn dies Fest beendigt war, fing man an, sich ihrer zu bedienen; doch ließ man ihnen die Bänder und Kränze, bis sie dieselben von selbst verloren.

Die Spanier haben vergebens versucht, die Lamas nach Europa hinüberzuführen; die Tiere sind bald nach ihrer Ankunft gestorben, weil es in Spanien sehr heiß ist und diese Tiere nur an die kalte Bergluft der hohen Kordilleras gewöhnt sind.

Der Kazike der Gegend, in der sich Pizarro befand, also von der Stadt Tumbes, heftete seine Aufmerksamkeit

vorzüglich auf eine Flinte und war begierig, den Gebrauch derselben zu erfahren. Der Europäer, der sie trug, that einen Schuß gegen eine Planke, durch welche die Kugel hindurchfuhr. Viele der gegenwärtigen Peruaner stürzten dabei vor Entsetzen zu Boden, andre erhoben ein lautes Geschrei, und der Kazike selbst äußerte das größte Erstaunen. Nach einiger Zeit ließ er einen Becher voll Getränk bringen, reichte ihn dem Europäer und sagte: „Trink denn, weil du einen so entsetzlichen Knall machen kannst. Wahrlich du gleichest dem Donner des Himmels.“

Zufällig befand sich damals in Tumbes ein Edelmann oder Orejon, wie die Spanier die Leute seines Ranges wegen der großen Zierate nannten, die sie in den Ohren trugen. Er war sehr neugierig, die wunderbaren Fremden zu sehen, und kam auf das Schiff. Man konnte aus der vorzüglichen Beschaffenheit seiner Kleidung und aus der Hochachtung, welche ihm die andern entgegenbrachten, entnehmen, daß er ein Mann von Ansehen war, und Pizarro empfing ihn mit besonderer Auszeichnung. Er zeigte ihm die verschiedenen Teile des Schiffes und erklärte den Gebrauch derselben. Da wünschte der Häuptling zu wissen, woher und weshalb Pizarro und seine Gefährten nach diesen Küsten gekommen seien. Der spanische Befehlshaber sagte, daß er der Unterthan des größten und mächtigsten Fürsten der Welt sei, dessen rechtmäßige Herrschaft er hier geltend machen wolle; außerdem würde er sich bemühen, die Bewohner aus der Finsternis des Unglaubens zu befreien, in welcher sie wandelten. Der Indianer hörte aufmerksam zu, aber antwortete nichts, vermutlich, weil er trotz des Dolmetschers keinen Begriff von dem bekam, was ihm gesagt wurde. Er blieb bis zum Mittagsmahl, aß und trank mit Behagen und verabschiedete sich höflich. Pizarro entließ ihn mit Geschenken, unter denen sich ein eisernes Beil befand, das seine Bewunderung ganz besonders erregt hatte.

Die Nachrichten, welche Pizarro durch diese Abgeordneten einzog, überzeugten ihn, daß es ein thörichtes Unternehmen sein würde, eine so zahlreiche und so wohleingerichtete Nation, wie die Peruaner auszumachen schienen, mit einer so erbärmlichen Macht, wie die seinige war, unter-

jochen zu wollen. Er sah sich also genötigt, diesen Vorsatz aufzuschieben und sich jetzt darauf einzuschränken, die Küsten dieses herrlichen Landes noch weiter auszuforschen und noch mehrere Nachrichten von der innern Verfassung desselben einzuziehen. In dieser Absicht lichtete er, ohne sich länger zu verweilen, die Anker und segelte weiter gen Süden.

Payta, ein Hafen, welcher unter dem fünften Grade südlicher Breite liegt, war der nächste Ort, wo man wieder anhielt. Das Gerücht war ihm schon zuvorgekommen. Es hatte die Spanier angekündigt als weiße und bärtige Wesen, die niemand etwas zuleide thäten, die nicht raubten und mordeten, sondern vielmehr fromm und leutselig wären, und was sie hätten, gern verschenkten. O daß die Europäer den gutmütigen Bewohnern dieses Weltteils nie anders als von dieser Seite bekannt geworden wären!

Unsern Abenteurern kam dieser gute Ruf gar sehr zu statten. Ueberall, wo sie ans Land zu gehen versuchten, wurden sie von den Eingebornen mit Freuden aufgenommen und aufs liebreichste bewirtet. Man beeiferte sich, ihren Wünschen zuvorzukommen und war mißvergnügt, wenn sie nicht länger bleiben wollten. Ein Matrose wurde von dem liebreichen Betragen dieser guten Leute und von den Annehmlichkeiten des Landes so bezaubert, daß er den Entschluß faßte, dazubleiben. Sobald er vermißt wurde, ließ Pizarro ihn aufsuchen; man fand ihn mitten unter seinen indianischen Freunden, welche ihre Freude über seinen Entschluß bei ihnen zu bleiben durch die zärtlichsten Liebkosungen äußerten. Sie hatten ihn auf eine Tragbahre gesetzt, um ihn im ganzen Lande zur Schau herumzutragen. Er selbst war durch nichts zu bewegen, von seinem Vorsatz abzustehen; man ließ ihn also wirklich da und hat niemals wieder etwas von ihm erfahren.

Endlich, nachdem Pizarro, immer südwärts steuernd, nach Santa gekommen war, gab er den Bitten seiner Gefährten, welche sich nach der Rückreise sehnten, nach und fing an wieder nach Panama zurückzusegeln, in der Hoffnung, durch eine hinlängliche Verstärkung bald in den Stand gesetzt zu werden, die von ihm entdeckten Länder in Besitz zu nehmen.

Die Kinder der Sonne, wie die Spanier wegen ihrer schönen Gesichtsfarbe, ihrer glänzenden Rüstung und der Donnerkeile, die sie in den Händen hatten, genannt wurden, waren in Peru überall freundlich aufgenommen worden. Die vorteilhaftesten Berichte über die Höflichkeit und Freundlichkeit ihres Betragens waren ihnen vorausgegangen, was ihnen die Herzen der einfachen Eingebornen gewann und wodurch diese zu Vertrauen und Wohlwollen gestimmt wurden. Der hartherzige Soldat hatte noch nicht die dunkle Seite seines Charakters enthüllt; er fühlte sich noch zu schwach, die Stunde der Eroberung hatte noch nicht geschlagen.

An jedem Orte erhielt Pizarro dieselben Nachrichten von einem mächtigen Herrscher, der das Land regiere und seinen Hof auf der Hochebene im Innern habe, wo seine Hauptstadt als von Gold und Silber strotzend geschildert wurde. Es scheint, als ob die Spanier bei den Eingebornen an der Küste, ausgenommen in Tumbes, nur wenig edle Metalle angetroffen haben. Mehrere Schriftsteller behaupten, die Spanier hätten nicht nach Gold begehrt oder sich auf Pizarros Befehl so gestellt, als ob sie keine Lust nach dem Metalle hätten; er wollte nicht, daß sie ihre Lust nach Gold verrieten, und hat wirklich Geschenke abgelehnt, wenn sie ihm angeboten wurden. Wahrscheinlich ist es, daß sie wenig äußeren Reichtum wahrgenommen haben, außer in den Ausschmückungen der Tempel und andrer heiliger Gebäude, die sie nicht wagen durften zu beschädigen.

Auf dem Rückwege nach Panama legte Pizarro an verschiedenen Orten an, wo er früher gelandet hatte. Auch bei Tumbes anzulegen unterließ er nicht. Hier äußerten einige seiner Gefährten den Wunsch zu bleiben, weil die Stadt außerordentlich lieblich und das Volk sehr freundlich war. Pizarro willigte in ihre Wünsche ein, weil er es sich bequem dachte, bei seiner Rückkehr einige seiner Gefährten zu finden, die dann mit der Sprache und den Gebräuchen der Eingebornen bekannt geworden wären. Es wurde auch gestattet, einige Peruaner in ähnlicher Absicht in seinem Schiffe mit zurückzunehmen, um sie in der kastilianischen Sprache zu unterrichten; einer von diesen, den die Spanier

Felipillo nannten, spielte später bei der Eroberung Perus eine nicht unbedeutende Rolle.

Nach einer Abwesenheit von mindestens achtzehn Monaten ging Pizarro wieder in den Hafen von Panama vor Anker; er brachte Proben der vorzüglichsten Güter derjenigen Gegenden mit, bei denen er angehalten hatte. Diese bestanden in allerlei goldenen und silbernen Gefäßen, in wollenen und kattunenen Zeugen und in einigen Lamas. Er schmeichelte sich mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß der Statthalter de los Rios durch die Nachricht von dem außerordentlichen Reichtum dieser Länder und durch den Anblick der mitgebrachten Proben desselben sich leicht würde bewegen lassen, ihm und seinen Bundesgenossen zu einer neuen Ausrüstung Vorschub zu leisten; aber die Hoffnung schlug ihm fehl. Der Statthalter, ein viel zu bedächtiger Mann, hielt es nicht für ratsam, seine eigene, noch nicht hinlänglich befestigte Kolonie zu schwächen, um auf ungewisse Eroberungen auszugehen. Er sah auch vermutlich voraus, daß die kühnen Männer, welche diese Unternehmung wagen wollten, gar bald sich unabhängig zu machen suchen würden. Der Statthalter erklärte, er wünsche nicht andre Staaten auf Kosten seines eigenen aufzubauen, auch werde er sich nicht verleiten lassen, noch mehr Leben aufs Spiel zu setzen, als schon für elende goldene und silberne Spielereien und einige indianische Schafe geopfert seien. Er fuhr also fort den drei Verbündeten allen Beistand abzuschlagen, und diese gerieten dadurch in nicht geringe Verlegenheit, denn ihr eigenes Vermögen war nunmehr gänzlich erschöpft, ihr Kredit gesunken, nicht so ihr Eifer, ihre Entschlossenheit und ihre Zuversicht. Diese waren noch immer dieselben und konnten nur durch die damalige üble Lage ihrer Sachen nicht geschwächt werden. Sie sahen indes ein, daß kein andres Mittel zur Erfüllung ihrer Wünsche übrig sei, als sich unmittelbar an den spanischen Hof zu wenden, um von diesem zur Ausführung ihrer angefangenen vielversprechenden Unternehmung bevollmächtigt zu werden. Es wurde also beschlossen, daß Pizarro nach Spanien reisen und um diese Vollmacht anhalten solle.

Mit vieler Mühe konnten die drei Verbündeten bei

ihren verfallenen Glücksumständen so viel Geld zusammenbringen, als zu dieser Reise erfordert wurde.

Im Frühling 1528 nahm endlich Pizarro von Panama Abschied, er nahm einige von den Eingebornen, zwei oder drei Lamas, mehrere schön gearbeitete Zeuge, viele goldene und silberne Schmucksachen und Gefäße als Beweise von der Bildung des Landes und als Bürgen für seine wunderbare Geschichte mit. Er erschien am kaiserlichen Hof (denn nunmehr regierte schon Karl V. in Spanien) mit einer Würde, welche diejenigen, die seine niedrige Herkunft und seine schlechte Erziehung kannten, in Verwunderung setzte. Er beschrieb seine und seiner Gefährten ausgestandene Mühseligkeiten, schilderte die herrliche Beschaffenheit und die erstaunlichen Reichtümer der von ihm entdeckten unermeßlichen Länder und legte zum Beweise der Wahrheit seiner Erzählung die mitgebrachten Proben vor.

Karl und seine Minister gerieten bei dieser Beschreibung in die lebhafteste Verwunderung. Pizarro wurde mit Liebkosungen überhäuft und sein Gesuch um Vollmacht zur Eroberung der neuentdeckten Länder augenblicklich genehmigt. Dieser machte sich die günstigen Gesinnungen seines Landesherrn auf der Stelle zu nutze und bat sich nicht nur die Statthalterschaft, sondern auch das Oberrichteramt des ganzen zu erobernden Landes aus, trotzdem er diesen letzten Posten für seinen Freund Almagro zu suchen versprochen hatte.

Dieser wurde zum Befehlshaber der Festung von Tumbes mit einer bedeutenden jährlichen Einnahme ernannt. Der ehrwürdige Pater Luque erhielt den Lohn für seine Dienste in dem Bistum von Tumbes und wurde auch zum Beschützer der peruanischen Indianer erklärt; er sollte ein jährliches Einkommen von tausend Dukaten genießen.

Pizarro machte sich dagegen anheischig, die Ausrüstung ohne allen Zuschuß von der spanischen Regierung auf eigene Kosten zu betreiben, und er mußte versprechen, daß sie in einer Macht von 250 Mann bestehen sollte. Allein so klein auch dieses Korps war, mit dem eins der größten Königreiche in der Welt über den Haufen geworfen werden sollte, so wenig war gleichwohl Pizarro im stande, es aus seinen eigenen Mitteln zu errichten. Glücklicherweise war gerade


PROGENIES·DIVVM·QVINTVS·SIC·CAROLVS·ILLE
IMPERII·CAESAR·LVMINA·ET·ORA·TVLIT
AET · SVAE · XXXI
ANN · M · D · XXXI

damals Kortes nach Spanien gekommen, um bei seinem Landesherrn persönlich Schutz zu suchen. Dieser, welcher alle unternehmenden Köpfe liebte, und vor seinem Zuge nach Mexiko ein Kriegskamerad des Pizarro gewesen war, auch mit ihm von mütterlicher Seite verwandt gewesen sein soll, schoß ihm aus seinen Mitteln so viel vor, daß er ungefähr die Hälfte der versprochenen Ausrüstung bestreiten konnte. Mit dieser mußte er sich heimlich aus dem Hafen von Sevilla schleichen, weil man Leute bestellt hatte, welche acht geben sollten, ob er auch die Bedingungen des Vertrages erfüllen würde. Er entwischte also im Januar 1530 dieser Untersuchung und segelte zurück nach Darien.

Unter dem kleinen Korps, welches er mitnahm und welches sich auf nicht viel über hundert Mann belief, zeichneten sich besonders vier junge, starke und feurige Männer aus, die genannt werden müssen, weil sie auf der großen Schaubühne, welche nun eröffnet werden soll, bald als Hauptpersonen erscheinen werden. Drei von ihnen waren Pizarros Stiefbrüder und der vierte ein Verwandter von mütterlicher Seite. Jene heißen Ferdinand, Juan (das heißt Johann) und Gonzalo oder, wie andre ihn schreiben, Gonzalez; dieser Franz von Alkantara.

Sobald Pizarro in den Gewässern des mexikanischen Meerbusens angekommen war, richtete er seinen Lauf nach Nombre de Dios. Hier stieg er mit seinen Gefährten ans Land und marschierte über die Landenge nach Panama. Die Freude, welche der brave Almagro über seine Zurückkunft und über den glücklichen Ausgang seiner Unterhandlung empfand, verwandelte sich bald in Erstaunen und Unwillen, als er die niederträchtige Treulosigkeit erkannte, welche Pizarro an ihm selbst verübt hatte. Dieser ehrliche Krieger entsagte hierauf mit Abscheu der ferneren Gemeinschaft mit einem Manne, der sich eines so unredlichen Verfahrens gegen ihn schuldig gemacht hatte. „Auf solche Weise also,“ rief er aus, „verfuhrst du mit dem Freunde, der alle Hindernisse, Gefahren und Kosten des Unternehmens gleich mit dir teilte, und dies trotz deiner heiligen Verpflichtung bei deiner Abreise, für seinen Vorteil ebenso wie für deinen eigenen zu sorgen? Wie konntest du mich durch

eine so geringfügige Entschädigung, die meine Dienste im Vergleich zu den deinigen als nichts zu achten scheint, in den Augen der Welt so entehren lassen?"

Pizarro versicherte, daß er mit dem größesten Eifer die Interessen seines Freundes bei der Regierung in Spanien vertreten, daß man sich aber geweigert habe, Gewalten voneinander zu trennen, die so fest zusammenhingen; er hätte entweder alles annehmen oder alles abschlagen müssen. Darauf suchte er den Almagro mit süßen Worten zu beschwichtigen, das zu entdeckende Land sei groß genug für ihrer beiden Ehrgeiz und seine Vollmacht beziehe sich in der That ebenso gut auf Almagro, da alles, was er habe, stets zur Verfügung seines Freundes stehen werde, wie wenn es dessen Eigentum wäre. Aber diese Redensarten befriedigten den Gekränkten nicht, und beide Befehlshaber trennten sich mit Gefühlen der Entfremdung und Feindseligkeit, die für das Unternehmen von keiner guten Vorbedeutung waren.

Die Erbitterung Almagros vermehrte noch Ferdinand Pizarro, der, ebenso stolz wie arm, das Feuer der Zwietracht schürte und von Zugeständnissen seines Bruders nichts wissen wollte. Almagros Freunde waren nicht weniger wie er selbst über das anmaßende Betragen des neuen Genossen empört, der als unerfahrener Mann einem alten und erprobten Krieger gegenüber ein hochmütiges Wesen aufsetzte. Die Entzweiung ging wirklich so weit, daß Almagro die Unternehmung ohne weitere Teilnahme des Pizarro fortsetzen wollte und wegen Anschaffung von Schiffen in Unterhandlung trat. Aber Luque bemühte sich einen Bruch zu heilen, der mit dem Fehlschlagen des Unternehmens und der wahrscheinlichen Vernichtung aller derer enden mußte, die bei dem Erfolge desselben beteiligt waren.

Durch Luques Vermittelung wurde ein Schein von Versöhnung zwischen beiden Männern herbeigeführt, da Pizarro versicherte, er verzichte zu gunsten Almagros auf die Würde eines Adelantado (Oberrichters) und wolle den Kaiser ersuchen, diesen im Besitze derselben zu bestätigen; auch wolle er eher kein Amt für einen seiner Brüder nachsuchen, als bis für Almagro gesorgt sein werde; endlich solle der frühere Vertrag in bezug auf die Teilung der

Ausbeute in drei gleiche Teile unter den ursprünglichen Genossen ausdrücklich bestätigt werden.

Aber dies war nur eine leichte Verharschung der Wunde, welche tief um sich fressend im Innern nur auf eine neue Veranlassung wartete, um mit einer größeren Bösartigkeit als je wieder aufzubrechen.

Jetzt begann man schleunigst mit den Vorbereitungen zur Reise. Diese fand bei den Ansiedlern von Panama wenig Anklang, da ihnen die Leiden auf den früheren Zügen zu gut bekannt waren, als daß sie sich zu einer abermaligen Reise, selbst bei der reichen Beute, die man ihnen in Aussicht stellte, hätten sonderlich aufgelegt fühlen sollen.

Siebentes Kapitel.

Pizarro in Tumbes. Geschichte des Inka-Landes Peru bis zur Ankunft Pizarros.

Die dürftige Ausrüstung, mit welcher Pizarro und seine Freunde endlich zustandekamen, bestand in drei kleinen Schiffen und 190 Soldaten und 27 Pferden für die Reiterei. Mit dieser erbärmlichen Macht, aber auch mit einem Mute, der die Stelle von Tausenden ersetzte, ging Pizarro zu Anfang des Jahres 1531 unter Segel. Seine Absicht war bei Tumbes zu landen; allein Wind und Wetter gestatteten ihm nicht diesen Ort zu erreichen; er sah sich genötigt in die Bai von St. Matthäus einzulaufen.

Von hier aus wollte Pizarro zu Lande nach Tumbes marschieren, welches eine Strecke von mehr als fünfzig Meilen ist. Doch die Länge dieses Zuges war das Geringste, was dabei in Erwägung gezogen zu werden verdiente. Das Schlimmste war, daß man viele unbebaute morastige Gegenden durchwaten und über eine Menge großer Flüsse unweit ihrer Mündung setzen mußte, wo sie natürlicherweise am breitesten und tiefsten sind. Aber einem so entschlossenen Manne, wie Pizarro war, hätte das Weltmeer selbst sich in den Weg legen können, und er würde nicht gestutzt haben. Auch seinen Gefährten wußte er einen Teil von seiner eigenen Unerschrockenheit einzuflößen.

Zu den vielen Beschwerlichkeiten, welche die Spanier auf diesem Marsche erdulden mußten, gesellte sich noch ein selbstgemachtes Leiden, welches sie sich durch ihre unmäßige und grausame Habsucht zuzogen. Anstatt sich zu bemühen, die Liebe und Achtung der Einwohner zu erwerben, bezeichneten sie ihren Weg mit Räubereien und Gewaltthätigkeiten; und die erste Folge von diesen Streifereien war, daß man überall vor ihnen floh, die zweite, daß sie bald den schrecklichsten Mangel an Lebensmitteln und Erquickungen litten. Entkräftet von Hunger und mannigfaltigem Ungemach drangen sie indes bis nach Coaque vor, einem Orte, welcher nahe am Meer und beinahe unter der Linie lag.

Mit der grausamen Gier, mit welcher ein Trupp ausgehungerter Wölfe in die Hürden einer sicheren Herde bricht, stürzten die Spanier in diese indianische Stadt, verscheuchten durch ihr gewaltsames Betragen die erschrockenen Einwohner und bemächtigten sich ihres Eigentums. Dieses bestand nicht nur in Lebensmitteln, sondern auch in einem ansehnlichen Vorrate goldener und silberner Gefäße und solcher Edelsteine, welche man Smaragden nennt und welche in dieser Gegend gefunden werden.

Die Freude über eine so ansehnliche Beute vertilgte aus dem Gedächtnis der Spanier jede schmerzhafte Erinnerung an das vorhergegangene Ungemach und machte sie bereit und willig, ihrem Anführer ferner zu folgen, wohin er sie führen würde. Auch dieser war nicht wenig erfreut, die prächtige Beschreibung von den Reichtümern dieses Landes, durch welche er seine Gefährten zu diesem Zuge beredet hatte, nun schon zum Teil bestätigt zu sehen, und er eilte, sich diesen ersten glücklichen Erfolg seiner Unternehmung zu nutze zu machen, um noch mehr Wagehälse zur Verstärkung seiner unansehnlichen Kriegsmacht herbeizulocken. In dieser Absicht sandte er eins seiner Schiffe nach Panama und ein andres nach Nikaragua ab, um durch eine reizende Schilderung seiner Glücksumstände und durch Vorzeigung eines Teils von der gemachten Beute Rekruten anzuwerben. (Nikaragua ist eine zwischen Honduras und Costarica gelegene Provinz des mittleren Amerika, in der Pedrarias eine Pflanzstadt gleichen Namens hatte anlegen lassen.)

Pizarro selbst setzte unterdes seinen Zug zu Lande längs der Küste hin mit einer Verwegenheit fort, welche kaum jemals ihresgleichen gehabt hat. Furcht und Schrecken liefen vor ihm her und vertrieben die Eingebornen aus allen Gegenden, in die er einrückte. Man fuhr fort, die verlassenen Wohnungen derselben zu plündern, und es fand sich keiner, der es wagte, diesen frechen und räuberischen Landläufern die Spitze zu bieten, bis sie zu der Insel Puna in dem Meerbusen Guayaquil gekommen waren.

Diese Insel hielt Pizarro für einen bequemen Ort, die Zurückkunft seiner Schiffe daselbst zu erwarten, und er beschloß daher, sich einstweilen auf derselben niederzulassen. Er ließ in dieser Absicht Floßhölzer verfertigen und auf diesen ruderte er mit seinen Truppen dorthin. Allein zu seiner Verwunderung fand er hier eine ganz andre Art von Menschen, als diejenigen waren, die er auf dem festen Lande bis dahin kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte. Diese Insulaner, welche eine abgesonderte Nation auszumachen schienen, waren beherzte und kriegerische Leute, welche lieber das Aeußerste versuchen, als ihr Eigentum mit dem Rücken ansehen wollten. Sie stellten sich daher den landenden Spaniern herzhaft entgegen und trotzdem diese durch ihre Waffen und durch ihre Kriegskünste ihnen weit überlegen waren, machten sie ihnen doch so viel zu schaffen, daß Pizarro ein halbes Jahr darauf verwenden mußte, sie gänzlich zu überwältigen.

Inzwischen kamen seine Schiffe von Panama und Nikaragua mit einer zwar kleinen, aber schätzbaren Verstärkung zurück. Jedes derselben brachte ungefähr dreißig Rekruten und Pferde für die Reiterei mit. Auf den Schiffen waren zwei Offiziere von bedeutendem Rufe; Benalkazar, der sich später durch Mut, Fähigkeiten und Grausamkeiten einen der berühmtesten Namen unter den südamerikanischen Eroberern erwarb, und Ferdinand de Soto, ein später als Entdecker des Mississippi berühmt gewordener Mann, über dessen Begräbnisplatz jener majestätische Strom noch sein Wasser strömen läßt — ein passendes Denkmal für seine Ueberreste wie für seinen Ruhm.

Nun beschloß Pizarro nicht länger anzustehen, sondern

in die innern Provinzen des weitläufigen Reiches einzudringen und ein Land zu erobern, welches bei weitem mehr Quadratmeilen in sich faßte, als er in seinem kleinen Kriegsheere Köpfe zählte.

Er setzte also von der Insel Puna wieder nach dem festen Lande über, um zunächst auf Tumbez loszugehen. Aber er erfuhr zu seinem Mißvergnügen, daß man ihn und sein Gefolge auch hier jetzt mit ganz andern Augen betrachtete als damals, da er zum erstenmal sich an dieser Küste sehen ließ. Das räuberische und gewaltthätige Betragen seiner Truppen war nunmehr überall, auch zu Tumbez, ruchbar geworden, und die frühere gastfreundliche Milde der Bewohner dieses Orts und ihres Kaziken hatte sich jetzt in Furcht und Abscheu verwandelt. Die Eingebornen hatten sogar die Waffen ergriffen, und alle Versuche, welche man anstellte, den Kaziken zu freundschaftlichen Unterhandlungen zu bewegen, blieben fruchtlos.

Pizarro, welcher verdrießlich wurde, beschloß den Kaziken anzugreifen. In Begleitung zweier seiner Brüder und mit einem Trupp von fünfzig Reitern setzte er zur Nachtzeit über einen Fluß, welcher das feindliche Heer von dem seinigen trennte, marschierte die ganze Nacht durch eine sehr unwegsame Gegend und gelangte mit Anbruch des Tages an den Ort, wo der Kazike mit den Seinigen sich gelagert hatte. Die armen Indianer, bestürzt über die unerwartete Erscheinung des Feindes, den sie so nahe nicht geglaubt hatten, und erschreckt durch den Anblick nie gesehener Ungeheuer — der Pferde —, welche mit dem darauf sitzenden Reiter nur ein einziges Wesen auszumachen schienen, waren nicht im stande, den heftigen Angriff der Spanier auszuhalten. Sie ergriffen die Flucht; viele wurden niedergesäbelt und die übrigen zerstreut. Der Kazike, der durch diesen Vorfall von seiner eigenen Schwäche und von der unwiderstehlichen Macht seiner Feinde überzeugt wurde, demütigte sich vor dem Sieger, schickte ihm Geschenke und bat um Frieden.

Als Pizarro in Tumbez einzog, fand er die Stadt nicht nur verlassen, sondern fast ganz zerstört. Vier oder fünf der festesten Privathäuser, der große Tempel und die Festung, sämtlich bedeutend beschädigt und ihrer inneren

Ausschmückungen gänzlich beraubt, waren allein übrig geblieben, um die Lage der Stadt zu bezeichnen und deren ehemaligen Glanz zu bekunden. Der Anblick dieser Verwüstung erfüllte die Eroberer mit Schrecken, denn auch die Neuangeworbenen hatten von Tumbez' goldenen Schätzen gehört, sich nach allen Mühseligkeiten eine leichte Beute versprochen und sahen sich nun getäuscht. Perus Gold schien ihnen nur ein täuschendes Luftgebilde zu sein. Der Kazike erklärte den Spaniern die Ursache des Verfalles seiner Stadt. Die Bewohner von Tumbez haben lange Kriege mit den Insulanern von Puna geführt, und diesen Feinden war es gelungen, die Stadt in Besitz zu nehmen und die Einwohner in die benachbarten Wälder und Berge zu verjagen. Der Inka d. h. der Fürst, dem Tumbez anhing, war zu fern und mit eignen Fehden zu beschäftigt, als daß er der Stadt hätte helfen können.

Auf Pizarros Frage nach den zurückgebliebenen Spaniern gaben die Wilden sich widersprechende Antworten, aus denen nur hervorging, daß beide ums Leben gekommen waren. Diese Nachricht verbreitete neue Traurigkeit im Lager der Spanier. Da übergab ein Wilder dem Pizarro ein Blatt Papier, das er von einem der weißen Männer erhalten hatte. Auf demselben waren folgende Worte geschrieben: „Wisse, wer du auch sein magst, den das Schicksal zufällig in dies Land führen sollte, daß es mehr Gold und Silber enthält, als es in Biscaya Eisen gibt.“ Als der Anführer den Soldaten dies Papier zeigte, lachten sie nur darüber, indem sie es für eine Erfindung ihres Führers hielten, um ihre unbegründeten Hoffnungen rege zu erhalten.

Pizarro sah nun ein, daß es nicht klug sein würde, länger in seiner Stellung zu verharren, da der Geist des Unmutes sich auch in seine treusten Anhänger einschleichen konnte, wenn sie nicht in fortwährender Thätigkeit erhalten würden und neue Eindrücke bekämen. Er entschloß sich daher, einen Teil der Mannschaft in Tumbez zurückzulassen, besonders die Leute, welche wegen ihres Gesundheitszustandes am wenigsten geeignet waren, ins Feld zu ziehen, mit den andern Leuten rückte er aus in das Innere des Landes, um auszukundschaften und zu erobern. Ueber das

mächtige Reich, an dessen Thoren Pizarro jetzt stand, berichten die Sagen und Geschichtsschreiber mancherlei, von dem die wichtigsten Thatsachen hier eine Stelle finden mögen: Das peruanische Reich blühte damals seit etwa vier Jahrhunderten. Die Stifter desselben waren Manko-Kapak und dessen Gattin Mama-Otello. Man hat vermutet, daß diese beiden Personen, die man, sowie auch ihre Nachkommen, Inkas, das heißt Herren, nannte, von europäischer Herkunft waren. Vielleicht, sagt man, stammten sie von Europäern her, die einmal — wer weiß vor wie vielen Jahrhunderten! — auf dem atlantischen Meere verschlagen wurden und an der brasilianischen Küste Schiffbruch litten, denn man wollte bemerkt haben, daß die Peruaner ebenso wie wir Europäer das Jahr in dreihundert fünfundsechzig Tage abteilten, auch einige andre astronomische Kenntnisse mit uns gemein hatten. Ferner versicherten die spanischen Eroberer dieses Reiches, daß die ganze Familie der Inkas sich durch eine weißere Haut und verschiedene Glieder derselben männlichen Geschlechts durch ein bärtiges Kinn vor den übrigen Eingebornen merklich auszeichneten, welches beides eine europäische Abkunft vermuten lasse. Endlich hat man berichtet, es sei in Peru eine allgemeine, seit undenklichen Jahren fortgepflanzte Sage gewesen, daß einst bärtige Männer mit ganz vorzüglichen Waffen über das Meer kommen und dieses Land sich unterwerfen würden.

Dem sei nun wie ihm wolle, das scheint wenigstens wahrscheinlich zu sein, daß wirklich einmal ein gewisser Manko-Kapak und eine gewisse Mama-Otello gelebt und den Grund zu dem großen Reiche der Inkas gelegt haben. Diese beiden ersten Inkas, sagt man, die sich durch ihre Größe, durch ihre Farbe und auch durch ihre Bekleidung von den wilden und nackten Bewohnern dieses Landes außerordentlich unterschieden, ließen sich plötzlich in dem Lande sehen, ohne daß man wußte, woher sie gekommen waren, und gaben sich für Kinder der Sonne aus, die sie gesandt habe, um die Menschen in diesem Lande gut und glücklich zu machen. Die Gegend, in welcher sie sich niederließen, war die von Kuzko unter dem dreizehnten Grade südlicher Breite.

Manko, erzählt man weiter, versammelte die wilden Bewohner dieser bergigen Gegend und lehrte sie die Erde bearbeiten, sich kleiden und Hütten zu ihrer Wohnung anlegen. Otello hingegen teilte den Weibern dieser Wilden die Kunst zu spinnen und zu wirken mit und unterrichtete sie zugleich in allen andern weiblichen Geschäften, welche die Besorgung des Hauswesens mit sich führt. Beide fanden gelehrige Schüler und kamen glücklich damit zu stande, aus diesen rohen, tierischen Menschen eine Nation zu bilden, welche schon in mancher Beziehung eine gesittete genannt zu werden verdiente.

Die erste Sorge dieser merkwürdigen Gesetzgeber ging dahin, den unmenschlichen Götzendienst der Wilden, welcher größtenteils in Menschenopfern bestand, durch eine Religion zu verdrängen, welche mildere Gesinnungen einflößte. In dieser Absicht belehrten sie die Menschen, daß es nur ein einziges höchstes Wesen gäbe, welches sein Geschöpf, die Menschen, zärtlich liebe und sein Wohlgefallen daran habe, wenn auch sie untereinander sich ebenso zärtlich liebten. Dieses liebevolle, wohlthätige und höchste Wesen sei die Sonne.

Die Sonne also war der Gott der Peruaner; von ihr leiteten die Inkas ihre eigene Abkunft her, ihr errichtete man Tempel, und die Inkas selbst und nur sie allein waren die beständigen Priester derselben. Auch die unverheirateten weiblichen Personen dieses Geschlechtes waren nach Art der Vestalinnen bei den Römern oder der Nonnen bei den Christen dem Dienste der Sonne geheiligt. Dies hinderte sie indes nicht zu heiraten; nur daß die Männer, mit denen sie sich verheirateten, so wie sie selbst, aus dem Geschlechte der Inkas sein mußten.

Den Mond scheinen sie gleichsam für eine Art von Gottheit, doch von niedriger Würde und von sterblicher Natur gehalten zu haben. Nichts ist sonderbarer als die Meinung, welche sie von der Verfinsterung desselben hegten. Sie hielten ihn nämlich, so oft sich diese Erscheinung ereignete, für krank und besorgten alsdann, daß er sterben, vom Himmel herabfallen und die Erde zertrümmern würde. Ihre Furcht vor diesem eingebildeten Unglücke war außer-

ordentlich groß, aber die Lächerlichkeit der Mittel, durch welche sie dasselbe abzuwenden meinten, war noch größer. Sie erregten nämlich ein entsetzliches Geräusch durch Schreien, Pfeifen und Trommeln, vermutlich um den armen, kranken Mond aus seiner Ohnmacht zu ermuntern. Auch banden sie ihre Hunde an und schlugen auf sie los, um sie zum Bellen und Heulen zu reizen, weil sie sich einbildeten, daß der Mond, der diese Tiere außerordentlich liebe, durch ihr Geheul am ehesten wieder ermuntert werden könnte. Ebenso reizten sie auch ihre Kinder zum Schreien und Weinen, und während dieses allgemeinen Getöses riefen Junge und Alte ohne Unterlaß mit thränenden Augen die Worte aus: Mama Kuilla! d. i. Liebe Mutter Mond! Ließ nun die Verfinsterung nach, so glaubten sie, daß es sich mit ihm bessere; hörte sie endlich ganz auf, dann entstand ein allgemeines Jauchzen und Frohlocken, und alle dankten der lieben Mama Kuilla, daß sie nicht gestorben und auf sie herabgefallen wäre.

Achtes Kapitel.

Sitten und Gebräuche der Peruaner.

Ueber die Gesetze und bürgerliche Verfassung der Peruaner ist folgendes zu berichten:

Liebet euch untereinander als Brüder.

Dies war die erste und vorzüglichste Forderung, welche die Inkas zum Gesetz gemacht hatten. Aber dabei ließen sie es nicht bewenden, sondern sie machten auch zugleich eine solche Einrichtung im Lande, daß alle ihre Unterthanen nicht umhin konnten, sich als Glieder einer und eben derselben großen Familie zu betrachten.

Alle Aecker des Landes waren in vier Teile geteilt. Der eine, sagten die Inkas, gehört der Sonne und den müssen wir gemeinschaftlich für sie bearbeiten. Den Ertrag dieses Sonnenfeldes wollen wir zum Unterhalt der Priester und heiligen Jungfrauen und zur Anschaffung aller derjenigen Dinge verwenden, die zu unsrem Gottesdienst gehören. Was den zweiten Teil betrifft, zu dessen Bestellung

abermals ein jeder von uns behilflich sein muß, so wollen wir ihn den Alten, den Witwen und Waisen, den Schwachen und Kranken und endlich denen widmen, welche das Land vor Feinden schützen. Der dritte Teil soll uns, eurer Landesobrigkeit, angehören, und auch den sollt ihr alle gemeinschaftlich bebauen helfen, denn dafür wachen wir für euer Wohlergehen und dafür unterhalten wir alle die Aufseher, welche bestellt sind, dahin zu sehen, daß keiner in unsrem Lande Böses thue und daß keiner von einem andern beleidigt werde. Der vierte Teil endlich soll unter euch alle und zwar so verteilt werden, daß jede Familie, die eine wie die andre gerade so viel bekomme, als sie zu ihrem Unterhalte nötig haben wird.

Da kamen nun die guten Leute zusammen, auch die Prinzen aus dem Hause des Inkas, und alle kamen so willig und froh, als wenn sie zum Tanze gingen. Wirklich gingen sie auch zum Tanze, denn diese ganze Arbeitszeit war ein Fest für sie, welches ohne Musik und Tanz nie angefangen oder beschlossen wurde. Zuerst bearbeitete man das Feld der Sonne, unmittelbar darauf diejenigen Aecker, welche für die Hilfsbedürftigen und für die Krieger bestimmt waren, dann erst die Ländereien der Inkas und zuletzt diejenigen, welche man dem Volke angewiesen hatte.

Diese gemeinschaftlichen Arbeiten, verbunden mit gemeinschaftlichen unschuldigen Ergötzlichkeiten, flößten allen Vertraulichkeit und brüderliches Wohlwollen ein. Sie betrachteten die Inkas als ihre Väter, sich selbst als Brüder, ihre ganze Nation als eine einzige große Familie. Alles, was die Inkas verordneten, war ihnen heilig, weil sie es für einen unmittelbaren Befehl der Sonne, ihrer Gottheit, hielten. Hatte aber jemand unter ihnen das Unglück gehabt, wider ein Gesetz zu sündigen, so war er der erste, welcher hinlief, um sich anzuklagen, seine geheimsten Fehler aufzudecken und zu bitten, daß man ihn dafür bestrafen möchte.

Um jene brüderlichen Gesinnungen, welche die Inkas den Peruanern eingeflößt hatten, zu erhalten und zu nähren, durfte keiner etwas Eigenes haben. Selbst die Aecker, die man einer jeden Familie zu ihrem Unterhalte angewiesen

hatte, waren nicht ihr bleibendes Eigentum, sondern nach Verlauf eines jeglichen Jahres wurde zu einer neuen Verteilung geschritten, wobei man jedesmal auf die Vermehrung oder Verminderung der Familien Rücksicht nahm. Gold und Silber hatte weiter keinen Wert in ihren Augen, als den, welchen diese Metalle wirklich haben, den Wert einer dauerhaften Masse, aus der man brauchbare Gefäße machen kann. Was Geld, was Handel sei, das war ihnen unbekannt; einer gab dem andern, was er übrig hatte, oder vertauschte es höchstens gegen solche Sachen, an denen es ihm selbst gebrach, und welche der andre entbehren konnte.

Nichts hatten die weisen Gesetzgeber dieser Nation nachdrücklicher verboten als den Müßiggang, weil sie gar wohl wußten, daß er die Quelle aller Laster ist und eine unausbleibliche Verschlimmerung an Leib und Seele nach sich zieht. Sie bestraften dieses Laster sehr scharf, und mit Recht, denn der Faule sündigt nicht nur gegen sich selbst, indem er sich in Armut und Elend stürzt, sondern auch gegen die ganze menschliche Gesellschaft, weil er den sauren Schweiß der Arbeitsamen verzehrt, ohne selbst irgend etwas zum allgemeinen Besten beizutragen. Selbst die Alten und Schwachen unter ihnen, welche nicht mehr arbeiten konnten, mußten gleichwohl etwas thun, was ihren Nebenmenschen nützlich war; sie mußten die Saaten bewachen, um die Vögel zu verscheuchen.

Sehr merkwürdig ist die Art, wie man die jungen Inkas auf die Probe stellte, bevor sie der Ehre, Kinder der Sonne zu heißen, für würdig erklärt, und, sozusagen, in den Ritter- oder Adelstand erhoben wurden.

Die Inkas schienen den richtigen Grundsatz vor Augen gehabt zu haben, daß derjenige, der über andre herrschen und vor andern geehrt sein will, ihnen auch an Stärke des Leibes und der Seele, an Geschicklichkeit und an Tugend überlegen sein muß. Sie waren daher weit davon entfernt zu glauben, daß die bloße Geburt jemanden adeln könne; wer bei ihnen ein edler Mann heißen und als ein solcher vor andern geehrt sein wollte, der durfte sich nicht auf seine edlen Vorfahren berufen, sondern er mußte sich selbst als einen edlen Mann vor aller Menschen Augen zeigen. Zu diesem Zwecke wurden folgende Proben angestellt.

Wenn die jungen Inkas ihr sechzehntes Jahr erreicht hatten, wurden sie in ein besonderes Haus geführt, welches zu diesem Gebrauche recht eigentlich bestimmt war. Daselbst versammelten sich mit ihnen verschiedene Alte aus der Familie der Inkas, die man wegen ihrer Erfahrung und eigenen Verdienste zu Richtern ausersehen hatte. Diese machten den Anfang ihrer Prüfung damit, daß sie die jungen Leute sechs Tage hintereinander fasten ließen, indem sie ihnen täglich nicht mehr als eine Handvoll rohen Mais zu essen und ein wenig Wasser zu trinken gaben. Alle Anverwandte der Jünglinge waren dabei zugegen und fasteten mit, um durch ihr Beispiel ihnen noch mehr Standhaftigkeit einzuflößen. Sie fleheten zugleich ihren gemeinschaftlichen Vater, die Sonne, an, daß er ihren Kindern Mut und Stärke schenken möchte, diese Probe auszuhalten. War nun einer, der das nicht vermochte und zu essen verlangte, so wurde er der Ehre, ein Kind der Sonne zu heißen, für unwürdig erklärt und ausgestoßen.

Diejenigen hingegen, welche diese erste harte Probe glücklich ausgestanden hatten, wurden, sobald sie sich durch Speisen erquickt hatten, zu einer zweiten geführt. Anderthalb Meilen von der Stadt Kuzko war ein Hügel, den man für heilig hielt. Nach diesem verfügten sich die Aeltesten und mit ihnen die Jünglinge; und nun kam es darauf an, wer von ihnen ununterbrochen von da bis an die Stadt laufen könnte. Die Eltern und Anverwandten stellten sich unterdes an den Weg, um die Vorbeilaufenden durch ihren Zuruf zu ermuntern, daß sie sich wacker halten und lieber ihren letzten Atem aushauchen, als den Lauf zu einem so rühmlichen Ziele unterbrechen möchten. War nun abermals einer oder der andre so unglücklich, diesen langen Lauf nicht aushalten zu können, so wurde er gleichfalls für nichtswürdig erklärt und ausgestoßen.

Für diejenigen aber, welche auch diesmal bestanden, trat nunmehr eine dritte Prüfung ein. Man teilte sie in zwei Haufen. Der eine mußte eine Festung zu erstürmen suchen, der andre sie verteidigen. Nun gab man ihnen zwar zu dieser Probe ihrer kriegerischen Talente nur stumpfe Waffen in die Hände, allein das Gefecht wurde oft so hitzig,

daß dennoch einige auf dem Platze blieben, andre gefährlich verwundet wurden.

War dieser Kampf vorüber, so mußten sie je zwei und zwei ihre Stärke und Behendigkeit im Ringen, dann im Springen, im Werfen mit Steinen und Wurfspießen, im Bogenschießen und im Steinwurf mit der Schleuder zeigen. Hatten sie auch in diesen Künsten ihre Geschicklichkeit bewiesen, so wurden sie zehn bis zwölf Nächte hindurch auf die Wache gestellt, und wehe dem, wer sich gelüsten ließ, ein einziges Mal die Augen zuzuthun! Er wurde ohne Erbarmen gepeitscht und des Adels seiner Väter auf immer für unwert erklärt.

Doch den Peitschenhieben konnte er auch so nicht entgehen; denn diese machten einen wichtigen Teil der Prüfung aus. Man hieb ohne Schonung auf ihre entblößten Arme und Beine, und es war ihnen dabei nicht erlaubt, das geringste Merkmal von Empfindlichkeit blicken zu lassen. Die kleinste Zuckung, das geringste Zurückziehen des geschlagenen Gliedes zog ihnen Schande und Verstoßung zu. Denn, sagten ihre Richter, wer da nicht vermögend ist, Streiche mit der Rute auszuhalten, der wird noch viel weniger im stande sein, sich ernsthaften Hieben und Stichen entgegenzustellen, wenn es darauf ankommt, das Vaterland vor Feinden zu beschützen. Sie gingen hierin noch weiter. Es wurden ausgelernte Fechter vorgeführt, welche ihre ganze Geschicklichkeit anwenden mußten, um den jungen Leuten irgend ein Merkmal von Furcht abzugewinnen. Diese rannten ihnen bald mit einem spitzigen Spieße gerade auf die Augen los, als wenn es darauf abgesehen wäre, sie ihnen auszustoßen, bald stellten sie sich, als wenn sie ihnen einen Arm oder ein Bein abhauen wollten. Wer nun auch hierbei die geringste Aengstlichkeit blicken ließ, wer mit den Augen nickte oder den Teil seines Leibes, nach welchem der Fechter zu hauen schien, nur ein wenig zurückzog, auch der wurde ausgestoßen und zu keiner weiteren Prüfung zugelassen. Denn, sagten die Richter, es ist unmöglich, daß derjenige, der vor den Waffen seiner Freunde erschrickt, von denen er doch weiß, daß sie ihn nicht verletzen werden, nicht viel mehr vor den Waffen der Feinde erschrecken sollte.

Nachdem man nun auf diese Weise die Standhaftigkeit, die Geduld, die Unerschrockenheit und die kriegerische Geschicklichkeit der Jünglinge hinlänglich geprüft hatte, mußten sie ferner zeigen, daß sie auch gelernt hatten, für alle ihre Bedürfnisse als Krieger selbst zu sorgen. In dieser Absicht mußten sie einen Bogen und Pfeile, einen Streitkolben, einen Wurfspieß, eine Lanze, eine Schleuder, einen Schild und ein Paar Schuhe verfertigen, welche aus ledernen Sohlen bestanden, die mit wollenen Bändern befestigt wurden.

Solange diese Prüfungen währten — und sie währten einen vollen Monat — wurden die jungen Inkas täglich von ihren Vorgesetzten und Lehrern besucht, die sie ermunterten, sich gut zu halten. Diese erinnerten sie an die Göttlichkeit ihrer Herkunft und an die Thaten ihrer Vorfahren, überzeugten sie von der Pflicht, sich für das Wohl des Vaterlandes aufzuopfern, schilderten ihnen die Sanftmut und Milde, die sie jedem Bürger des Staats erweisen, und die Freigebigkeit, die sie als Kinder der Sonne gegen die Dürftigen ausüben mußten. Besonders schärften sie ihnen die erste aller gesellschaftlichen Pflichten, die Gerechtigkeit, ein und überzeugten sie, daß man ihnen nur deswegen Macht und Ansehen verleihe, damit sie im stande seien, die unterdrückte Unschuld zu beschützen und dahin zu sehen, daß keiner Unrecht leide.

Sogar der Erbe des Königreichs, der Kronprinz (nach unsrer Art zu reden) mußte diese Prüfungen über sich ergehen lassen. Ja man bewies gegen ihn eine noch größere Strenge als gegen die übrigen alle, denn, sagten die ehrwürdigen Richter, weil dieser über alle herrschen soll, so ist es billig, daß er alle andren ebenso sehr an Tugend als an Würde übertreffe, und daß er der Geduldigste, der Mutigste, der Standhafteste, der Mäßigste, der Gütigste und der Thätigste im ganzen Königreiche sei. Nur diese Vorzüge und nicht seine Geburt geben ihm das Recht zur Herrschaft über andre, und es ist nötig, setzten sie hinzu, daß er alle Beschwerlichkeiten des Krieges selbst erfahre, damit er diejenigen schätzen lerne, welche dieselben künftig für ihn übernehmen werden. Während dieser ganzen Prüfungszeit wurde der künftige König in schlechte Lumpen

gekleidet und mußte barfuß einhergehen, damit er lernte, auch die Geringsten und Aermsten seines Volks als seine Brüder anzusehen, sich mildthätig gegen sie zu beweisen und sich dadurch des prächtigen Ehrentitels „Huchakujak“ d. i. „Freund der Armen“ würdig zu machen.

Waren nun alle diese Prüfungen glücklich überstanden, so wurden zunächst die Mütter und Schwestern dieser edlen Jünglinge herbeigerufen, damit sie ihnen das erste Ehrenzeichen, ein Paar Band- oder Strickschuhe anlegten. Dann erschien der König selbst in Begleitung der Ersten des Reichs, seiner nächsten Anverwandten. Die Jünglinge warfen sich vor ihm auf das Gesicht zur Erde nieder, während er selbst eine kurze Rede an sie hielt, in der er ihnen vorstellte, es sei nicht genug, die Ehrenzeichen und den Schmuck der Ritter zu tragen, sondern sie müßten nun alle die Tugenden in Ausübung bringen, durch die ihre edlen Vorfahren sich ausgezeichnet hätten. Besonders liege ihnen nunmehr ob, sich der Unterdrückten anzunehmen und Mildthätigkeit gegen die Armen, Gerechtigkeit gegen jedermann zu üben. Dadurch müßten sie ihre hohe Abkunft beweisen, indem sie ihre Handlungen ebenso glänzend machten, wie die Strahlen ihres gemeinschaftlichen Vaters wären, der ihre Voreltern aus keiner andern Ursache vom Himmel herabgesandt habe, als damit sie und ihre Nachkommen die Menschen beglücken möchten.

Hierauf näherten sich die Jünglinge dem Könige und knieten einer nach dem andern vor ihm nieder, um von seiner Hand das vornehmste Zeichen der königlichen Abkunft zu erhalten, welches in durchbohrten Ohren bestand. Der König verrichtete dieses Geschäft mit einer großen goldenen Nadel, die er in dem Ohre stecken ließ, damit das Loch sich nach und nach erweiterte. Die jungen Ritter küßten hierauf dem Könige die Hand und wandten sich dann zu demjenigen Inka, welcher der zweite im Reiche war. Dieser zog ihnen die Schuhe von Stricken aus und legte ihnen schönere an, welche ein Unterscheidungszeichen der Inkas waren. Er küßte dabei einen jeden auf die rechte Schulter, indem er sagte: „Der Sohn der Sonne, der so schöne Proben seiner Tugend gegeben, verdient geküßt zu werden.“ Dann wurde

ihnen die königliche Binde gegeben, die in einem baumwollenen Tuche bestand, das um den Kopf gewunden und mit Blumen und Laubwerk geziert war. Endlich überreichte man jedem einen Wurfspieß und eine Streitaxt mit den Worten: „Man gibt dir diese Waffen, damit du sie brauchest, die Wütriche, Verräter, Grausamen, Müßiggänger und andre Bösewichter zu bestrafen, welche die Ruhe der Gesellschaft stören."

Jetzt war die ganze Feierlichkeit beendigt, und nun eilten die Anverwandten herbei, um die jungen Ritter zu umarmen und sich mit ihnen der Freude über den glücklichen Ausgang der vollendeten Prüfung zu überlassen. Alle waren entzückt, und man feierte mit Singen und Tanzen diese frohe Begebenheit einige Tage lang.

So war das Reich von Peru auf weise Gesetze gegründet und mußte nur verständige, gute und tapfere Fürsten zu Regenten haben.

Elf aufeinanderfolgende Könige, alle gut, brav und genügsam, hatten seit des Stifters Manko Tode das peruanische Reich beherrscht, ohne daß es ihnen je eingefallen war, die Grenzen ihrer Herrschaft erweitern zu wollen. Sie begnügten sich mit dem, was sie hatten, verteidigten dieses herzhaft gegen jeden feindlichen Angriff und waren frei von aller Eroberungssucht. Wie die Gesetze des weisen Manko diesen guten Königen heilig waren, so waren sie es auch für ihre Unterthanen. Alle beeiferten sich ihnen nachzuleben, und alle lebten daher vergnügt und glücklich. Doch diese Glückseligkeit hatte ein Ende, sobald ein König zur Regierung kam, der von Ehrgeiz und Habsucht zur Erweiterung seiner Grenzen angetrieben wurde.

Huayna-Kapak, der zwölfte peruanische König nach dem Stifter des Reichs, war der Störer jener Glückseligkeit. Man beschreibt ihn als einen tapfern Krieger, und das wollte er nicht umsonst sein. Er eroberte die große Provinz Quito und vergrößerte dadurch sein Königreich um die Hälfte, aber er legte auch eben dadurch zugleich den Grund zum nachherigen Umsturz desselben. Denn um dieses neueroberte Land seinem väterlichen Reiche um soviel fester einzuverleiben, heiratete er die Tochter des überwundenen

Königs und verletzte dadurch ein Gesetz, welches seinen Vorfahren immer heilig gewesen war, daß nämlich die Inkas sich nie anders als mit Personen aus ihrer eigenen Familie verheiraten sollten. Wie der König, so das Volk. Erlaubt sich jener erst die Gesetze seines Landes mit Füßen zu treten, so werden seine Unterthanen es ihm bald nachthun.

Huayna-Kapak hinterließ zwei Söhne, deren einen er mit einer Gemahlin aus der Familie der Inkas, den andern mit der Tochter des von ihm besiegten Königs erzeugt hatte. Jener hieß Huaskar, dieser Atahualpa. Bei seinem Tode traf er die Verordnung, daß diese beiden Brüder die Herrschaft unter sich teilen sollten, und zwar so, daß Huaskar das alte Reich seiner Väter, Atahualpa aber die eroberte Provinz Quito erhielt. Diese Anordnung, welche abermals einem Gesetze zuwider war, nach welchem keiner König werden konnte als nur der, welcher sowohl von väterlicher als auch von mütterlicher Seite aus dem Geschlechte der Inkas abstammte, mißfiel dem ganzen Volke, und Huaskar, welcher dieses merkte, beschloß seinen Bruder Atahualpa mit Gewalt zu zwingen, ihm auch die Herrschaft über Quito abzutreten. Doch dazu hatte dieser keine Lust; und so kam es durch den Ehrgeiz und die Herrschsucht dieser Brüder zum erstenmal in diesem vormals glücklichen Lande zu einem verheerenden Bürgerkriege.

Huaskar hatte die Gesetze und die Stimme des Volks, Atahualpa hingegen eine mächtige Armee geübter Krieger auf seiner Seite, die sein Vater ihm zu Quito hinterlassen hatte. Der Ausgang dieses bürgerlichen Krieges blieb nicht lange zweifelhaft. Das Recht mußte der Macht weichen: Atahualpa siegte, und Huaskar wurde sein Gefangener.

Atahualpa tötete, um seinen Thron zu befestigen, alle Kinder der Sonne, deren er sich durch List oder Gewalt bemächtigen konnte, um dieses ganze Geschlecht der rechtmäßigen Herrn des peruanischen Reiches auszurotten. Nur seines gefangenen Bruders Huaskar Leben schonte er noch, aber nicht aus Güte, nicht aus Menschlichkeit, sondern nur um sich seines Namens zur Besänftigung seiner aufgebrachten Unterthanen und zur Vollziehung seiner Befehle zu bedienen.

So standen die Sachen in Peru zu der Zeit, als Pizarro die Eroberung desselben unternahm. Die Regenten und das Volk dieses unglücklichen Landes waren gerade damals mit diesen ihren innerlichen Unruhen zu sehr beschäftigt, als daß sie das Beginnen der Spanier an den Grenzen ihres Reiches gehörig hätten beherzigen können. Dazu kam, daß Huaskar sowohl als auch Atahualpa von der Ankunft dieser furchtbaren Fremdlinge zur Verstärkung ihrer Parteien Vorteil zu ziehen hofften und daher beide sich um die Freundschaft derselben bewarben.

Neuntes Kapitel.

Gründung der Kolonie San Miguel. Beschwerlicher Marsch nach Kaxamalka. Gefangennahme des Inka Atahualpa.

Pizarro rückte von Tumbez immer weiter gegen Süden vor, bis er die Mündung des Flusses Piuru erreichte.

Dort legten die Spanier San Miguel, den ersten europäischen Pflanzort in Peru, an. Pizarro fand diese Gegend zu einer Niederlassung überaus bequem und beschloß daher einen Teil seines kleinen Heeres dort zurückzulassen, damit es sich anbaue, während er selbst mit der noch übrigen Handvoll Leute in das Innerste des Landes einzudringen sich unterfangen wollte.

Als er diesen Plan entworfen hatte, erhielt er eine Gesandtschaft von dem gefangenen Huaskar, der ihn um Beistand wider seinen Bruder Atahualpa bitten ließ. Durch diese Abgeordneten erhielt er zugleich die erste vollständige Nachricht von den Verwirrungen und Unruhen, welche in diesem Lande herrschten, und er begriff nunmehr, warum man ihn bis dahin so ungehindert habe schalten lassen. Das war eine erwünschte Nachricht, auf welche sein unternehmender Geist die größte Hoffnung baute, und zwar mit Recht; denn wie leicht ist ein Reich überwältigt, das mit sich selber uneins ist! Er beschloß, sich diese erwünschten Umstände sogleich zu nutze zu machen und fing an im September 1532 gegen Kaxamalka vorzurücken, einen Ort, bei

welchem Atahualpa sich mit einem mächtigen Heere von 50,000 Mann der besten peruanischen Krieger gelagert hatte.

Er war noch nicht weit gekommen, als er auch von diesem eine Gesandtschaft erhielt, welche die Absicht ihrer Sendung mehr durch prächtige Geschenke, als durch Worte verständlich machte. Die Stelle eines Dolmetschers mußte ein junger Mensch vertreten, den die Spanier aus Puna mitgenommen, getauft und mit dem Namen Felipillo (kleiner Philipp) belegt hatten. Dieser hatte indes noch nicht viel von der spanischen Sprache aufgefaßt, und der feinere peruanische Dialekt schien ihm gleichfalls unbekannt zu sein. Es würde daher Mühe gekostet haben, die eigentliche Absicht der Gesandtschaft zu erraten, wenn nicht die ansehnlichen Geschenke, die sie mitbrachte, die Stelle einer deutlicheren Auslegung vertreten hätten; denn aus diesen leuchteten friedfertige Gesinnungen hervor, und aus einzelnen, von Felipillo übersetzten Worten begriff man, daß der Inka die Spanier einlade zu ihm zu kommen, um ein Freundschaftsbündnis mit ihm zu schließen. Die Geschenke bestanden in allerlei Früchten, schöngewebten Zeugen, goldenen und silbernen Gefäßen und Edelsteinen nebst einem Paar reicher Halbstiefel und goldener Armbänder für Pizarro, die er anlegen sollte, damit der Inka ihn sogleich erkennen könnte.

Pizarro nahm diese Einladung mit Vergnügen an und rückte nun um soviel zuversichtlicher vor, indem er seinen Bruder Ferdinand und den Hauptmann Soto voranschickte, um den Inka in seinem Namen zu begrüßen. Er selbst wurde überall von den Eingebornen auf die ehrerbietigste und liebreichste Weise aufgenommen. Man brachte ihm und seinen Leuten Lebensmittel im Ueberfluß, und die ehrerbietige Aufmerksamkeit dieser guten Leute erstreckte sich sogar auf die Pferde der Spanier. Denn da sie bemerkt hatten, daß diese an ihren Gebissen kaueten, so bildeten sie sich ein, diese wunderbaren Wesen nährten sich von Metall, und eilten, ihnen eine Menge Gold und Silber vorzusetzen, damit sie sich recht gütlich thun möchten. Die Spanier ließen sie gern bei einem Irrtume, der ihnen so einträglich war, und sammelten mit Vergnügen jedes Gericht dieser sonderbaren Pferdemahlzeit in ihre Säcke.

Die Eroberer zeigten den Eingebornen natürlich nur eine friedfertige Gesinnung, um über die Beschwerden des Marsches ohne Angriffe hinwegzukommen. Da nirgends feindliche Truppen gesehen wurden, so zweifelte Pizarro nicht daran, daß er ungehindert bis zum Lager des Atahualpa kommen würde, aber zugleich befürchtete er, daß man ihn in das Herz des Landes locken wolle, um ihn zu vernichten, doch der kühne Mann kannte keine Zaghaftigkeit.

Nachdem er die freundlichen Gewässer des Piuru überschritten hatte, setzte er seinen Weg durch ein ebenes Land fort, das die von den nahen Kordilleren herabkommenden Ströme durchschnitten. Die Oberfläche des Landes war mit Riesenwäldern bedeckt und zuweilen von steilen Anhöhen unfruchtbaren Bodens durchkreuzt, die Ausläufer der nahen Hochgebirge waren und an einzelnen Orten Thäler von großer Lieblichkeit bildeten. Kanäle und Wasserleitungen durchzogen wie ein großes Netz die Niederungen und erzeugten Fruchtbarkeit und Schönheit. Die Luft duftete von süßen Blumengerüchen, und überall wurde das Auge durch den Anblick von Obstgärten, voll von unbekannten Früchten, von gelben Kornfeldern und saftigen Gemüsen aller Art entzückt. Die Spanier befanden sich unter einem Volke, das den Landbau vollkommener betrieb, als sie es bisher irgendwo gefunden hatten.

Am fünften Tage nach dem Aufbruche von San Miguel machte Pizarro in einem lieblichen Thale Halt, um seine Schar zu besichtigen. Er hatte 177 Mann, und unter diesen waren 67 Reiter, nur drei Büchsen- und wenige Armbrustschützen; die Mannschaft war leidlich gut ausgerüstet und überhaupt in gutem Zustande. Einige seiner Leute schienen ihm nicht den rechten Mut zu der Unternehmung zu haben, die doch an Verwegenheit alles übertraf, was man sich nur denken konnte; er forderte deshalb die Zaghaften auf, sich dreist und ohne Furcht zu melden, er wolle sie gern nach San Miguel zurückschicken. Neun Mann, fünf Fußgänger und vier Reiter, machten von der Erlaubnis der Rückkehr Gebrauch, die übrigen erklärten laut, mit ihrem tapferen Feldherrn vorwärts gehen zu wollen. So hatte Pizarro aus seinem Heere jeden Samen zum Mißvergnügen ent-

fernt, und er konnte nun seinen Zug mit nur kampfesmutigen Soldaten wagen. „Fasse jeder von euch Mut,“ sagte der kühne Mann, „und gehe vorwärts, wie es einem guten Soldaten ziemt, uneingeschüchtert durch eure geringe Anzahl; denn in der größten Not steht Gott den Seinen bei, und zweifelt nicht daran, er wird den Stolz der Heiden demütigen und ihnen den wahren Glauben lehren, was ja der große Zweck der Eroberung ist.“ — „Führe uns,“ riefen die Spanier, „führe uns überall hin, wo es dir gut dünkt. Wir werden dir bereitwillig folgen, und du wirst sehen, daß wir für die Sache Gottes und des Königs unsre Schuldigkeit thun können.“

Nun war nicht länger zu zögern; Pizarro dachte ernstlich daran, die Kordilleren zu überschreiten. Der Marsch verursachte Mühen, wie sie die Spanier bis jetzt noch nicht durchgemacht hatten. Die Straße führte steile und rauhe Bergwände hinan und war an vielen Stellen sehr schmal. Ein Fehltritt warf den Wanderer Hunderte, ja Tausende von Fußen in den fürchterlichen Abgrund. Die Reiter mußten absitzen und ihre Pferde behutsam am Zügel führen. Gefährliche, ungeheure Spalten, welche die Erdbeben gerissen hatten, klafften den Abenteurern entgegen, und in finsteren Tiefen tosten unheimlich wilde Bergströme, deren Wogen sich nach grünen Thälern hinwälzten. Felsige Hohlwege waren zu passieren, und ängstlich schauten sich die Spanier bei jedem Schritte, den sie thaten, um, denn nur wenige Eingeborne hätten hier mit leichter Mühe Tausende von Eindringlingen zusammenhauen können, aber es ließ sich kein Feind sehen. Nach und nach hatte sich inzwischen das Klima geändert, und Leute und Pferde litten nach so langer Gewöhnung an die drückende Hitze sehr durch die Kälte. Endlich dehnte sich vor den Augen der überglücklichen Spanier die Ebene aus, und in derselben lag Kaxamalka.

Die beiden Vorausgesandten langten bei dem Lager an, welches ungefähr eine Meile von Kaxamalka stand. Von einigen der vornehmsten Staatsbedienten des Inka eingeholt, näherten sie sich einem Trupp bewaffneter Indianer, welche aufmarschiert waren, um ihnen Ehre zu erweisen. Soto, welcher nicht recht wußte, was ihre Absicht

sein möchte, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte in vollem Galopp auf den Anführer dieser Ehrenwache los. Der Anblick eines galoppierenden Reiters war den Peruanern zu neu und zu fürchterlich, als daß sie dabei hätten aushalten können. Sie zerstäubten in einem Augenblicke, und ihr Anführer blieb allein zurück, um die gefürchteten Fremdlinge mit einer Art von Anbetung zu empfangen.

Man führte sie hierauf nach der Wohnung des Inka, von welchem sie sehr liebreich aufgenommen wurden. Man reichte ihnen ein Getränk, und es wurden Stühle von Gold hingesetzt, auf die sie sich setzen sollten. Wie starrten ihre Blicke beim Anschauen des vielen Goldes und Silbers, aus welchem der gemeinste Hausrat verfertigt war! Wie gern hätten sie schon jetzt ihre gierigen Hände danach ausgestreckt! Ferdinand eröffnete dem Inka, unter Verdolmetschung des Felipillo die Ursache ihrer Ankunft ungefähr mit folgenden Worten: „Der mächtige Beherrscher der Länder gegen Morgen, unser Herr, und das Oberhaupt der christlichen Kirche, der Papst, hat uns abgesandt, den Inka und seine Unterthanen aus der Gewalt des Teufels zu befreien.“

Dieser für den guten Inka im höchsten Grade unverständliche Antrag wurde ihm von Felipillo, der selbst kaum das dritte Wort verstand, so unsinnig verdolmetscht, daß er ihm vollends unbegreiflich werden mußte. Er antwortete aber mit großer Höflichkeit, er wolle morgen ihren Anführer selbst besuchen, um zu erfahren, wie er eigentlich ihm zu Gefallen leben könnte. Die beiden Abgesandten kehrten hierauf zurück nach Kaxamalka, wohin auch Pizarro schon gekommen war und wo er sein Hauptquartier in einer daselbst befindlichen Wohnung des Inka genommen hatte.

Alles, was die Peruaner nun bis dahin von den Spaniern gehört und gesehen hatten, verwirrte ihre Gedanken und machte sie durchaus zweifelhaft, was sie von diesen wunderbaren Ankömmlingen glauben sollten. Bald waren sie geneigt, sie für höhere, von ihrer Gottheit abgesandte Wesen zu halten, welche gekommen seien, um ihnen Gutes zu thun (und in diesem Glauben bestärkte sie die beständige Versicherung derselben, daß sie abgesandt seien, um ihnen den wahren Weg zur Glückseligkeit zu zeigen)

bald konnten sie sich nicht enthalten, sie als feindselige Wesen zu betrachten, welche gekommen seien, ihnen den Zorn der beleidigten Gottheit zu verkündigen und sie für ihre Sünden zu einer schrecklichen Strafe zu ziehen, und diese Meinung wurde ihnen durch das räuberische und gewaltsame Verfahren der Spanier eingeflößt. In der Seele des Inka schien die erste Vermutung die Oberhand gewonnen zu haben, weil er von freien Stücken den Entschluß faßte, bei dem Anführer dieser unbegreiflichen Fremdlinge einen Besuch zu machen.

Unterdes wurden auf beiden Seiten zu diesem Besuche Vorkehrungen, aber von sehr ungleicher Art gemacht. Atahualpa ordnete einen prächtigen und feierlichen Zug an, ohne die mindeste Rücksicht auf irgend eine mögliche Arglist von seiten der Fremdlinge zu nehmen. Pizarro hingegen machte Vorbereitungen, welche nichts weniger als Anstalten zu einer freundschaftlichen, festlichen Zusammenkunft zu sein schienen. Seine sechzig Reiter verteilte er in drei Abteilungen und stellte sie unter Anführung seines Bruders Ferdinand, des Soto und des Benalkazar hinter eine alte Mauer, damit sie nicht eher gesehen würden, als bis es nötig sein würde. Zwei Kanonen, die er mit sich führte, pflanzte er bei der Pforte des Hofraums auf, und neben diese stellte er auf beiden Seiten seine Bogenschützen. Zwanzig der erprobtesten und herzhaftesten Krieger behielt er selbst als Leibwache bei sich und die übrigen Fußgänger mußten als ein besonderes Korps auf dem innern Hofplatze unter dem Gewehre stehen.

Pizarro geht mit verräterischen Absichten um; er will den Atahualpa gefangen nehmen und gefangen halten, wie es Kortes mit Montezuma machte.

Früh mit Anbruch des folgenden Tages war das ganze peruanische Lager in Bewegung, um sich zu dem feierlichen Zuge anzuschicken, durch den Atahualpa die Fremdlinge zu ehren und ihnen zugleich einen hohen Begriff von seiner eigenen Herrlichkeit einzuflößen gedachte. Ein guter Teil des Tages floß mit Anordnungen dahin, und als es endlich zum Aufbruch kam, bewegte sich der große, feierliche Zug mit einer solchen Langsamkeit, daß er zu der einzigen

Meile, die er zu machen hatte, vier volle Stunden brauchte. Die Spanier wurden ungeduldig, und da Pizarro besorgte, daß die Ursache dieser Verzögerung vielleicht in einem nur allzugegründeten Argwohn liege, so schickte er einen seiner Offiziere ab, um dem Inka eine wiederholte Versicherung seiner freundschaftlichen Gesinnungen zu geben.

Atahualpa setzte nicht das mindeste Mißtrauen in diese Versicherung und fuhr fort, sich mit seinem großen Gefolge feierlich und langsam gegen Kaxamalka zu bewegen. Er selbst saß auf einem mit Gold und Silber belegten, mit Edelsteinen besetzten und mit bunten Federn gezierten Tragsessel, welcher von seinen vornehmsten Hofbedienten getragen wurde. Diejenigen, welche ihm an Würde die nächsten waren, wurden hinter ihm auf dieselbe Weise einhergetragen. Auf beiden Seiten gingen Chöre von Sängern und Tänzern, und ein Heer von dreißigtausend Mann machte den übrigen Teil dieses glänzenden Zuges aus.

Jetzt nähert sich der Zug dem Quartier der Spanier. Ein Heer wehrloser Tauben flattert nach dem Neste raubgieriger Geier, welche mit aufgehobenen Krallen und mit funkelnden Augen ihre Ankunft kaum erwarten können. Der Inka bemerkte die kriegerische Stellung der Spanier und sagte zu seinen Freunden, welche einige Unruhe darüber merken ließen: „Diese Fremdlinge sind Boten der Gottheit; hütet euch sie zu beleidigen, und laßt uns vielmehr durch Höflichkeit sie zu besänftigen suchen.“

Indem er dieses sagte, trat der spanische Feldpater Vicente de Valverde mit einem Kreuze in der einen und dem Brevier*) in der andern Hand hervor, stellte sich neben den Tragsessel des Inka und hielt ihm eine lange, seltsame Rede, in der er die Lehre von der Schöpfung, von Adams Sündenfall und von der Menschwerdung, dem Leiden und Sterben und der Auferstehung Jesu Christi weitläufig zu erklären suchte, dann eine pompöse Beschreibung von der

*) Ein Buch, in dem diejenigen Gebete stehen, welche die römisch-katholische Geistlichkeit bei ihren Hausandachten zu verrichten pflegt.

Heiligkeit und Macht des Papstes machte, welcher Gottes Statthalter auf Erden sei, und in der er endlich die unerwartete Nachricht mitteilte, daß dieser Papst, mit Namen Alexander der Sechste, dem König von Spanien die ganze neue Welt geschenkt habe. Er ermahnte hierauf den Inka, unverzüglich den christlichen Glauben anzunehmen, das untrügliche Ansehen des Papstes anzuerkennen und sich dem Könige von Spanien, seinem nunmehrigen rechtmäßigen Oberherrn gutwillig zu unterwerfen. Er fügte hinzu, daß er unter dieser Bedingung im ruhigen Besitze seiner königlichen Würde bleiben und wider alle seine Feinde mächtig geschützt werden sollte; wenn er aber sich weigerte, diese Bedingung einzugehen, so würde ihm hiermit im Namen des Königs von Spanien Krieg und Verderben angekündigt.

Atahualpa hatte die Geduld, dies lange Gewäsch, welches ihm durch die elende Verdolmetschung des Felipillo vollends unverständlich vorgetragen wurde, ruhig anzuhören. Das Wenige, was er begriff, erweckte sein Erstaunen, doch wußte er sich zu fassen und sagte mit vieler Gelassenheit, er sei bereit, ein Freund und Bundesgenosse des Königs von Spanien, aber keineswegs sein Vasall zu werden. Was den Papst betreffe, so müßte er wohl ein wunderlicher Mann sein, daß er es sich einfallen lasse, etwas zu verschenken, das ihm nicht gehöre. Seine Religion würde er gegen eine andre nicht vertauschen, weil es ihm vernünftiger zu sein schiene, die unsterbliche Sonne anzubeten, als den Gott der Christen, von dem sie selbst geständen, daß er am Kreuze gestorben sei. Von allen den andern unbegreiflichen Dingen, die der Pater erwähnt habe, verstehe er nichts, doch sei er neugierig, zu wissen, auf welche Weise sie ihm selbst bekannt geworden seien.

„Durch dieses Buch,“ erwiderte der Pater, indem er ihm das Brevier überreichte.

Der Inka besah das Buch auf allen Seiten, hielt es an sein Ohr, lächelte und sagte, indem er es mit Verachtung von sich warf: „Es spricht ja kein Wort!“ Dies entflammte den Zorn des Priesters. Wütend wandte er sich gegen die Spanier und schrie mit lauter Stimme: „Zur Rache, ihr Christen! Zur Rache! Ihr seht, wie

Gottes Wort verachtet wird! Auf, tötet diese Hunde, welche das Gesetz Gottes mit Füßen treten!"

Auf das Wort des racheschnaubenden Priesters gab Pizarro den Seinigen, die er bis dahin, beim Anblick einer so reichen Beute, kaum hatte zurückhalten können, das Zeichen zum Angriff. Plötzlich ertönten Trommeln und Pfeifen, und plötzlich wurden die Kanonen und Musketen mitten unter die Menge der bestürzten Peruaner abgefeuert. Die Reiter sprengten zu gleicher Zeit aus ihrem Hinterhalte hervor, und Pizarro stürzte sich an der Spitze seiner Fußgänger in den Haufen derjenigen, welche die Person des Inka umringten. Man stelle sich den Schreck und die Betäubung dieses unglücklichen Fürsten und seiner Unterthanen vor, als sie die unwiderstehliche Gewalt der Reiterei und die schrecklichen Wirkungen der Feuerwaffen sahen und von beiden auf eine so unerwartete Weise überrascht wurden. Nur die Edelsten des Volkes drängten sich großmütig an die Seite ihres Königs, um ihr Leben zu seiner Beschützung aufzuopfern, die übrigen alle ergriffen die Flucht und eine große Menge derselben fiel unter dem Schwerte der nachsetzenden Reiter oder wurde von den Füßen der Pferde zerstampft.

Pizarro drang bis zu dem Tragsessel des Inka hindurch, ergriff den verratenen Fürsten beim Arm, riß ihn zu Boden und schleppte ihn mit sich fort nach seinem Quartier. Die wenigen Edlen, die es gewagt hatten, ihn zu verteidigen, waren gefallen, die übrigen alle, welche ihr Leben durch die Flucht zu retten suchten, wurden auf die grausamste Weise verfolgt und alle, welche man einholte, ohne Erbarmen niedergesäbelt. Das Blutbad dauerte bis zum Ende des Tages. Ueber viertausend Peruaner, unter denen auch viele Kinder, Weiber und wehrlose Greise waren, blieben auf dem Platze, während von ihren Mördern keiner auch nur die leichteste Wunde erhielt, Pizarro selbst ausgenommen, dessen Hand bei der Ergreifung des Inka von einem seiner eigenen Soldaten ein wenig gequetscht worden war. So lange das Morden währte, hörte der unmenschliche Priester nicht auf, die schon wütenden Spanier noch mehr zu entflammen, indem er ihnen zurief, daß sie nicht

hauen, sondern stechen möchten, um desto tiefere und gefährlichere Wunden zu machen.

Um den Greuel dieses schrecklichen Tages bis auf den höchsten Grad der Abscheulichkeit zu treiben, brachten die Spanier, nachdem sie die Beute des Schlachtfeldes gesammelt hatten, die ganze Nacht unter rauschenden Ergötzlichkeiten und viehischen Ausschweifungen hin. Am folgenden Morgen bemächtigten sie sich auch des Lagers der Peruaner, in dem sie ganz erstaunliche Schätze an goldenen und silbernen Gefäßen, an Zeugen und Gerätschaften fanden. Der Wert von allen diesen Sachen belief sich so hoch, daß selbst die ausschweifende Hoffnung, welche diese goldhungrigen Landläufer sich bei ihrem Eintritte in dies Land gemacht hatten, bei weitem übertroffen wurde.

Dennoch glaubten sie noch nicht genug von diesem elenden Metalle zu haben, denn je mehr die Leidenschaften befriedigt werden, desto mehr pflegen sie zu wachsen, desto gieriger pflegen sie die menschliche Seele nach neuen Befriedigungen zu machen. Je mehr diesen Räubern in ihre blutigen Hände fiel, desto mehr wünschten sie zu haben, desto höher spannten sie ihre Hoffnungen und desto kühner und unmenschlicher wurden sie in der Wahl der Mittel, diese überspannten Hoffnungen zu erfüllen.

Zehntes Kapitel.

Dem Inka wird die Freilassung versprochen, wenn er eine bestimmte (sehr große) Menge Gold liefert. Das Gold wird aus verschiedenen Städten, besonders aus Kuzko, herbeigeschafft, geteilt, der Inka aber nicht auf freien Fuß gesetzt. Almagro zieht mit seiner Abteilung heran.

Der arme Atahualpa war nunmehr ein Gefangener. Seine ersten Empfindungen bei einer so treulosen Ueberraschung mußten Bestürzung und Erstaunen sein; dann folgte tiefe Betrübnis über den plötzlichen Umsturz seiner Macht und seiner ganzen Glückseligkeit. Diese Empfindungen hinderten ihn indes nicht, die Gemütsart seiner Verräter zu beobachten, um zu erfahren, welches die Beweggründe seien,

durch die ihre unmenschlichen Herzen wohl gerührt werden könnten. Er sah bald, daß der Golddurst ihre herrschende Leidenschaft war, und baute auf diese Bemerkung einen Anschlag zu seiner Befreiung.

Das Zimmer, in dem man ihn bewachte, war 22 Fuß lang und 16 Fuß breit. Der Inka erbot sich, es mit goldenen Gefäßen so hoch anzufüllen, als er mit seinen Händen reichen konnte, wenn man ihn für dieses Lösegeld in Freiheit setzen wollte. Ferner verpflichtete er sich, ein anstoßendes kleineres Zimmer zweimal auf gleiche Weise mit Silber zu füllen. Dieses entzückende Anerbieten wurde augenblicklich angenommen; Pizarro bezeichnete die ausbedungene Höhe durch eine Linie an den Wänden und der Inka fertigte Boten nach Kuzko, Quito und andern Oertern mit dem Befehle ab, daß man das versprochene Lösegeld herbeischaffen sollte. So groß war die Ehrfurcht dieses Volkes gegen seine Könige, daß der Wille des gefangenen Atahualpa ihm ebenso heilig war, als ob er noch auf freien Füßen wäre. Man fing an eine Menge Goldes von allen Seiten herbeizuschleppen und die Hoffnung, ihren Fürsten bald wieder in Freiheit zu sehen, hielt die Peruaner ab, irgend eine Anstalt zur Vertreibung der verwegenen Fremdlinge zu machen, welche nach einer so treulosen That sich nicht scheuten, in großen Scharen im Lande herumzuschwärmen.

Indes ging doch die Herbeischaffung des versprochenen Goldes nicht ganz so geschwind von statten, als die Gier der Spanier es erwartet hatte. Der Inka entschuldigte den Verzug mit der weiten Entfernung der Oerter, von welchen das Gold hergeholt werden müßte, da Kuzko von Karamalka an hundert Meilen entfernt und der Weg dahin äußerst beschwerlich sei. Er schlug vor, daß Pizarro selbst einige Leute dahin schicken möchte, um sich zu überzeugen, daß er im stande sei, sein Versprechen zu erfüllen, und als er merkte, daß man Bedenken trug, sich so tief ins Land zu wagen, sagte er, indem er lächelte: „Weshalb fürchtet ihr euch denn? Habt ihr nicht mich, meine Weiber und meine Kinder in eurer Gewalt? Sind wir euch nicht Unterpfand genug, daß euch niemand etwas zuleide thun wird?“ Soto erbot sich hierauf, diese weite Reise in Gesellschaft zweier

Spanier zu wagen, und der Inka verlangte, daß es in einer seiner Sänften geschehen sollte, damit seine Unterthanen ihnen um so viel ehrerbietiger begegnen möchten.

Inzwischen hatte auch Huaskar im Gefängnisse von der Goldgier der Spanier und dem Anerbieten seines Bruders gehört. Er suchte für sich aus dem Laster der Europäer Nutzen zu ziehen und sandte ganz geheim Boten an Pizarro, die ihm mitteilen sollten, er wolle den Spaniern ein viel größeres Goldgeschenk machen als sein Bruder, wenn sie ihm zur Wiedererlangung seines Thrones behilflich sein wollten. Atahualpa hörte von dem Anerbieten seines Bruders und zitterte, daß es dem Pizarro gefallen möchte, bevor man ihn in Freiheit gesetzt hätte, und aus Besorgnis, daß er alsdann auf immer Krone und Freiheit verlieren dürfte, gab er insgeheim Befehl, daß man seinen Bruder töten sollte. Sein Wille wurde auch hierin mit der pünktlichsten Genauigkeit befolgt; Huaskar wurde umgebracht, und man sagt, daß er bei seinem Tode mit vieler Standhaftigkeit die prophetischen Worte gesprochen habe: „Ich habe nur kurze Zeit regiert, aber der Verräter, der mit meinem Leben schaltet und waltet, trotzdem er nur mein Unterthan ist, wird keine längere Regierung haben.“ Atahualpa stellte sich, als sei die Ermordung seines Bruders ohne sein Wissen geschehen; er empfing die Nachricht mit allen Zeichen der Ueberraschung und Entrüstung. Sofort sandte er nach Pizarro und teilte ihm das Ereignis in Ausdrücken der tiefsten Betrübnis mit.

Soto setzte inzwischen mit seinen Begleitern seine Reise nach Kuzko fort. Ueberall, wohin die Spanier kamen, wurden sie mit allen den Ehren aufgenommen, welche die Peruaner ihrem Landesherrn und ihren Gottheiten zu erweisen pflegten. So gelangten sie nach dem Orte ihrer Bestimmung. Hier erstaunten sie über die unbeschreibliche Menge Goldes und Silbers, welche sie in den Wohnungen des Inka und in den Tempeln der Sonne sahen. Ihre Begierde nach dem Metalle war nun vollends so unmäßig geworden, daß sie auch auf die Ausleerung dieser heiligen Gebäude drangen. Allein die Peruaner schauderten vor einem solchen Frevel; auch zeigten sie, daß man nicht nötig habe,

einen Tempelraub zu begehen, um das von ihrem Fürsten versprochene Lösegeld herbeizuschaffen. Die frechen Spanier aber rissen mit eigenen Händen die Goldbleche von den Wänden der Tempel, und die bestürzten Peruaner begnügten sich, diesen frevelhaften Raub mit Erstaunen und Kummer anzusehen. So groß war die Ehrfurcht und der Schrecken, welche diese wenigen europäischen Räuber der ganzen Nation eingeflößt hatten!

Unterdessen lief im Hauptquartier der Spanier die angenehme Nachricht ein, daß Almagro mit einer ansehnlichen Verstärkung angekommen und zu San Miguel vor Anker gegangen sei. Aus Besorgnis aber, daß diese Ankömmlinge verlangen möchten, einen gleichen Anteil an der gemachten Beute zu haben, wenn sie dieselbe noch unverteilt finden sollten, wurde beschlossen, sogleich zur Teilung zu schreiten, obgleich der von Atahualpa versprochene Haufen Goldes noch nicht ganz herbeigeschafft war. Nachdem man also einige der künstlichen Gefäße zu einem Geschenke für den Kaiser beiseite gesetzt hatte, schmolz man die übrigen ein, um das Gold desto bequemer nach dem Gewicht verteilen zu können. Wie wenn man eine fromme Handlung verrichten wollte, wählte man zur Verteilung dieses Raubes den Festtag des heiligen Jakob und fing die Handlung selbst mit einem Gebete an, woraus man abermals sehen kann, daß diese schwärmerischen und abergläubischen Menschen es sich gar nicht in den Sinn kommen ließen, daß sie durch die Beraubung und Mißhandlung der armen Indianer eine Sünde begingen, sondern sich sogar einbildeten, daß sie dadurch ein recht frommes und Gott wohlgefälliges Werk verrichteten. Soweit ging die Verblendung dieser im unduldsamen Aberglauben aufgewachsenen Menschen!

Den fünften Teil des Ganzen legte man nach dem eingeführten Gebrauche für den Kaiser und 20000 Pesos für Almagro beiseite. Dann erhielten Pizarro, seine Brüder, und die übrigen Offiziere, jedoch nach der Würde, die jeder bekleidete, ihren verhältnismäßigen Teil. Von dem übrigen bekam jeder Reiter 8000, jeder Fußgänger 4000 Pesos. (Der Peso gilt ungefähr 45 deutsche Reichsmark.)

Durch diese Teilung erhielten die Leute ganz bedeutende Summen, einen für sie ungeheuren Reichtum. Viele derselben sehnten sich nun zurück nach ihrem Vaterlande, um ihre erworbenen Schätze in Ruhe genießen zu können, und Pizarro glaubte ihrem Verlangen nachgeben zu müssen. Er dachte nämlich, daß Leute, die sich nun nach einem gemächlicheren Leben sehnten, ihm bei seinen ferneren Unternehmungen doch nicht viel nützen würden; und er rechnete darauf, daß der Anblick ihrer Schätze eine weit größere Anzahl andrer Abenteurer antreiben würde, ihr Vaterland zu verlassen und sich unter seine Anführung zu begeben.

Jetzt war auch Almagro mit seinem Korps zu Kaxamalka angekommen. Obgleich der für ihn und seine Gefährten zurückgelegte Anteil an sich betrachtet nichts weniger als unbeträchtlich war, so konnte er doch nicht ohne Unwillen und sein Korps nicht ohne Eifersucht sehen, daß Pizarro den größten Teil seiner unermeßlichen Beute sich und seinen Leuten zugesprochen und für seine Bundesgenossen nur so wenig ausgeworfen hatte. Das gab zu Vorwürfen und Zänkereien Anlaß, welche leicht unter den Spaniern selbst blutige Auftritte hätten veranlassen können, wenn nicht Pizarro den Unwillen seines Bundesgenossen durch Geschenke und Versprechungen zu besänftigen gewußt hätte.

Der arme Inka drang jetzt vergebens auf die Erfüllung des ihm gegebenen Versprechens. Er wurde nicht in Freiheit gesetzt. Der unmenschliche Grundsatz, nach welchem man damals die unglücklichen Amerikaner für eine Art von Mittelgeschöpf zwischen Menschen und Tieren hielt, gegen die man ohne Verletzung seines Gewissens sich jede Ungerechtigkeit erlauben könnte, hatte auch in Pizarros und Almagros Seele Wurzel geschlagen. Anstatt also das gegebene Wort zu erfüllen, begegnete man dem armen Fürsten nur immer nachlässiger und unanständiger. Der einzige Ferdinand Pizarro scheint noch einiges Gefühl des Mitleids gegen ihn gehabt und ihn durch eine sanftere Behandlung in seinen Leiden getröstet zu haben.

Aber auch dieser Trost sollte ihm bald geraubt werden. Ferdinand wurde dazu ausersehen, mit den Verabschiedeten nach Spanien zu segeln, um den kaiserlichen Anteil an der

Beute zu überbringen und von dem bisherigen Fortgange der Unternehmung Bericht abzustatten. Dieser Beschluß war für den Inka höchst traurig. Als er seinen einzigen Beschützer zur Abreise fertig sah, sagte er zu ihm: „Du verlässest mich, Hauptmann? Ich bin verloren. In deiner Abwesenheit werden der Dickbauch und der Einäugige mich gewiß töten lassen.“ Unter dem Einäugigen verstand er den Almagro und unter dem Dickbauch den kaiserlichen Schatzmeister.

Elftes Kapitel.

Atahualpa wird erdrosselt. Pizarro marschiert nach Kuzko.

Es kamen viele Ursachen zusammen, welche den Inka zu einem beschwerlichen Gefangenen für die Spanier machten. Almagro und seine Soldaten besorgten, daß, solange er lebte, Pizarro und seine Leute alle Schätze, die man beitreiben würde, noch immer unter dem Namen eines Lösegeldes nur sich allein zueignen möchten. Pizarro selbst glaubte persönlich von Atahualpa beleidigt zu sein und zwar bei folgender Veranlassung. Von allen Künsten der Europäer bewunderte der verständige Atahualpa keine so sehr, als die Kunst zu schreiben und zu lesen. Die Bemerkung, mit welcher Leichtigkeit man durch diese Kunst einem andern seine Gedanken mitteilen könne, erregte sein Erstaunen. Er war zweifelhaft, ob das eine den Spaniern angeborne oder durch Unterricht und Uebung erlangte Geschicklichkeit sei. Um diesen Zweifel zu entscheiden, bat er einen der Soldaten, welche ihn bewachten, daß er ihm doch auf den Nagel des Daumens den Namen seines Gottes schreiben möchte, und der Soldat erfüllte sein Verlangen. Nun zeigte er seinen Daumen allen, welche in das Zimmer kamen, und fragte sie, was das heiße. Mit Erstaunen hörte er, daß alle dasselbe Wort nannten. Endlich kam auch Pizarro; auch ihn ersuchte Atahualpa, daß er lesen möchte, was auf seinem Nagel stehe. Allein der arme Ritter, welcher in seiner Jugend Sauhirt gewesen war, hatte nie lesen und

schreiben gelernt. Er mußte also seine Unwissenheit gestehen. Von diesem Augenblicke an verachtete ihn der Inka als einen Menschen ohne Erziehung, weil er nunmehr wohl begriff, daß das Lesen eine erworbene Geschicklichkeit sei, und daß derjenige Europäer, der sie nicht besäße, ein Mensch von niedriger Herkunft und ohne alle Erziehung sein müsse.

Pizarro konnte den Verdruß, sich von einem Amerikaner verachtet zu sehen, nicht verschmerzen. Er suchte Gelegenheit, diese Schmach in dem Blute desselben auszuwaschen.

Der elende Dolmetscher Felipillo, der jetzt eine Rolle spielte, die weit über seine niedrige Herkunft ging, wurde nach und nach so übermütig, daß er den ehrgeizigen Anschlag faßte, eine Tochter der Sonne, eine von des Inkas Gemahlinnen zu heiraten. Nun merkte er aber wohl, daß er diese seine Absicht, solange Atahualpa lebte, nie erreichen würde. Der schändliche Bube legte es daher darauf an, diesen unglücklichen Fürsten aus dem Wege zu schaffen. Er gab vor entdeckt zu haben, daß er insgeheim Anstalten zur Ermordung aller Spanier mache, und daß schon an verschiedenen Orten eine große Anzahl bewaffneter Peruaner zur Ausführung dieses Anschlages in Bereitschaft stehe.

Eine so wichtige Anklage hätte die sorgfältigste Untersuchung verdient; aber den Barbaren, welche den Tod des Inka schon vorher bei sich beschlossen hatten, war es genug, nur einen scheinbaren Vorwand erlangt zu haben, um ihrem unmenschlichen Verfahren einen Anstrich von Gerechtigkeit zu geben. Zwar stellte man sich, als wenn man dem Beklagten Gelegenheit geben wollte, sich zu rechtfertigen, und setzte ein Gericht an, vor welchem er sich gegen die Beschuldigung des Felipillo verteidigen sollte; allein, da alles, was er zum Beweise seiner Unschuld vorbringen konnte, durch den Mund seines Anklägers ging, der es nach Gutdünken verfälschen konnte, so sieht man wohl, daß dieser ganze Prozeß nur eine unmenschliche Komödie war, die man anstellte, um vor einer künftigen Verantwortung sicher zu sein. Der Inka bewies seine Unschuld. „Bin ich nicht," sagte er zu Pizarro, „ein armer Gefangener in deinen Händen? Wie könnte ich die Absichten nähren, deren du mich beschuldigst, da ich ja das erste Opfer beim Ausbruch derselben sein

würde? Du kennst mein Volk wenig, wenn du denkst, daß ein solcher Aufstand ohne meinen Befehl erfolgen könnte, da selbst die Vögel in meinen Staaten gegen meinen Willen kaum wagen würden zu fliegen.“ Unter den Gefährten des Pizarro waren nicht wenige, welche die beschlossene mörderische That laut verabscheuten und sich alle mögliche Mühe gaben, den unglücklichen Inka zu retten. Sie wurden aber überstimmt, und der Inka — wurde zum Tode verurteilt.

Pizarro selbst hatte die Grausamkeit ihm sein Schicksal anzukündigen. Dem Inka entstürzte ein Strom von Thränen; dann warf er sich in der Stellung eines Anbetenden vor seinem Mörder nieder und flehte um Mitleid. Er beteuerte seine Unschuld, beklagte sich in den rührendsten Ausdrücken über die Treulosigkeit, welche die bärtigen Männer sich gegen ihn erlaubten, indem sie sich erst ein Lösegeld hätten geben lassen und ihm nun dennoch das Leben rauben wollten. Er bat endlich, daß Pizarro, wenn er ihm nicht traute, ihn doch lieber nach Spanien zum Kaiser schicken möchte, dem er eine sehr große Menge des von ihnen so geschätzten Metalles mitzubringen versprach.

Nachdem er dieses gesagt hatte, ließ er seinen Thränen wieder freien Lauf, und Pizarro, der kalte, treulose, unmenschliche Barbar, antwortete mit teuflischer Unempfindlichkeit, sein Urteil sei einmal gefällt, und es könne nicht wieder umgestoßen werden.

Valverde, der abscheuliche Priester, dessen Stimme das Losungszeichen zur Gefangennahme des Inka und zur Ermordung so vieler unschuldiger Peruaner gab, trug nicht nur kein Bedenken, das über diesen unglücklichen Fürsten gefällte Todesurteil zu unterschreiben, sondern hatte auch die Unverschämtheit ihn zur Schlachtbank zu begleiten, um ihn zu trösten und zum Christentum zu bekehren. Das Urteil lautete, daß Atahualpa lebendig verbrannt werden sollte. Valverde versprach ihm, daß seine Strafe gemildert werden sollte, sobald er sich bequemen würde, den christlichen Glauben anzunehmen; und der unglückliche, schon halbentseelte Mann war bereit, in alles zu willigen, was der Priester mit ihm vornehmen wollte. Er wurde also am 29. August 1533 getauft, um unmittelbar darauf — erdrosselt zu werden.

Dies war die ganze Linderung seiner Strafe, welche die Barmherzigkeit seines unbarmherzigen Trösters ihm angedeihen ließ.

Atahualpa hatte ein hübsches Gesicht mit einem etwas zu wilden Ausdruck, um angenehm zu sein. Seine Gestalt war kräftig, sein Ansehen gebieterisch, sein Benehmen im spanischen Lager hatte einen Grad von Feinheit, der um so mehr anzog, als sich ein Anflug von Traurigkeit mit demselben verband. Man beschuldigt ihn, in seinen Kriegen grausam und in seiner Rache blutig gewesen zu sein. Es mag wahr sein, aber der Pinsel des Feindes pflegt die Schatten des Bildes zu übertreiben. Man gesteht ihm zu, daß er kühn, hochherzig und freigebig gewesen ist. Alle stimmen darin überein, daß er einen ganz besonderen Scharfsinn und große Schnelligkeit im Begreifen zeigte. Seine Thaten im Kriege setzen seine Tapferkeit außer Zweifel. Die Spanier fürchteten ihn als Feind und gaben ihn deshalb nicht frei.

Der Leichnam des Inka blieb die Nacht über auf dem Hinrichtungsplatze. Am folgenden Morgen wurde er nach der Kirche San Francisco gebracht, wo sein Leichenbegängnis mit großer Feierlichkeit stattfand. Pizarro und die vornehmsten Offiziere erschienen in Trauer, und die Truppen hörten mit andächtiger Aufmerksamkeit die Seelenmesse für den Toten aus dem Munde des Paters Valverde an. Der Gottesdienst wurde unterbrochen durch das Geschrei der in die Kirche eindringenden Weiber und Schwestern des Verstorbenen; sie wollten sich auf seinem Grabe opfern und ihn in das Land der Geister begleiten. Man sagte den Weibern, daß Atahualpa im Glauben eines Christen gestorben sei und der Gott der Christen solche Opfer verabscheue. Die Frauen wurden fortgeschafft; mehrere von ihnen legten Hand an sich, weil sie ihren geliebten Herrn in die glänzende Wohnung der Sonne begleiten wollten. Die Ueberreste des Inka wurden zuerst auf dem Kirchhofe von San Francisco beerdigt, dann aber nach Quito gebracht.

Der schreckliche Mord erregte bald allgemeine Entrüstung. Auch dem Pizarro schlug das Gewissen; er suchte die Verantwortung der bösen That von sich abzuwälzen,

wollte nur die Frucht derselben genießen, aber es ist unmöglich ihn freizusprechen; denn wenn er auch sagte, er sei durch falsche Berichte zu dem Glauben verführt worden, daß eine von Atahualpa gegen die Spanier eingeleitete Verschwörung vorhanden sei, so darf man dieser seiner Aussage keinen Glauben schenken. Pizarro ist und bleibt der gewissenlose Mörder des Inka.

Mit dem Tode Atahualpas war die schöne Ordnung in Peru zerstört; die Indianer überließen sich nach der ungewöhnlichen Strenge größeren Ausschweifungen. Dörfer wurden verbrannt, Tempel und Paläste geplündert, das Gold verschleudert und versteckt, die edlen Metalle aufgesammelt und in Höhlen und Wäldern vergraben. Die entlegenen Landschaften schüttelten das ihnen von dem Inka auferlegte Joch ab, ihre Befehlshaber regierten an der Spitze ihrer Heere als selbständige Fürsten. So suchte Ruminavi, ein Befehlshaber an der Grenze von Quito, dies Königreich von Peru loszureißen und demselben seine ehemalige Unabhängigkeit wieder zu sichern.

Pizarro hielt es deshalb für das beste den Peruanern einen Inka zu geben und unter der Person desselben zu herrschen. Der wirkliche Erbe des Throns war der zweite Sohn Huayna Kapaks, Manko mit Namen, ein rechter Bruder des unglücklichen Huascar. Aber Pizarro kannte zu wenig die Gesinnung des Prinzen und machte den jungen Toparka, einen Bruder Atahualpas, zum Inka; die Krönungsfeierlichkeiten wurden, soweit es die Verhältnisse erlaubten, beobachtet.

So beobachtete Pizarro mit Vergnügen die innern Zerrüttungen des Reiches, weil er sah, wie sehr die Unterjochung desselben ihm durch dieselben erleichtert wurde. Um die Vorteile, die er daraus ziehen könnte, keinen Augenblick zu vernachlässigen, beschloß er, sogleich auf die Hauptstadt Kuzko selbst loszugehen. Eine Schar von etwa 500 Mann bewegte sich alsbald nach der heiligen Stadt. Der junge Inka folgte mit seinem Feldherrn dem Zuge in Sänften, von einem zahlreichen Gefolge begleitet; er bewegte sich mit so großem Prunke und so vieler Förmlichkeit, wie wenn er noch im Besitze seiner Macht wäre.

Obgleich die Wege mit großer Geschicklichkeit angelegt waren, boten sie doch manche Schwierigkeiten, und besonders furchtbar waren sie an vielen Stellen für die Reiterei, wenn dieselbe z. B. über Hängebrücken geführt werden mußte, die aus Weiden geflochten waren. Nach vielen Mühen kam das Heer in das Thal von Xaura, das wunderbar lieblich ist. Hier aber starb der junge Inka zum Unglück für Pizarro, der ihn zum Deckmantel seiner Pläne benutzen wollte. Nun mußte der Eroberer auch fürchten von den Eingebornen auf dem Marsche angegriffen zu werden. Deshalb ließ er unter starker Besatzung seine reiche Beute in Xaura zurück und setzte ohne Schätze seinen Weg fort; aber er hatte nicht viel zu wagen. Denn die Verwirrung des ganzen Reichs war nun so groß und die Verstärkungen, welche von Panama und andern spanischen Pflanzörtern einliefen, waren so ansehnlich, daß er auf einen glücklichen Ausgang seiner Unternehmung mit der größten Wahrscheinlichkeit rechnen konnte. Zwar hatte der Feldherr Quisquiz ein ansehnliches Kriegsheer zusammengezogen und wagte es, den Spaniern die Spitze zu bieten, aber die größten Schwärme dieser in unsren Kriegskünsten unerfahrenen Amerikaner konnten gegen eine Handvoll abgehärteter europäischer Krieger nichts ausrichten. Jedes Gefecht endigte mit einer schrecklichen Niederlage auf ihrer Seite, indes kaum einer oder der andre Spanier leicht verwundet, selten einer von ihnen getötet wurde. Pizarro gelangte glücklich am 15. November 1533 nach Kuzko.

Die Beute, welche man in dieser Hauptstadt des Landes vorfand, war unermeßlich. Sie übertraf sogar am Werte den ungeheuren Schatz, den Atahualpa zum Lösegeld gegeben hatte, obgleich vor der Ankunft der Spanier von den Eingebornen vieles auf die Seite geschaffen worden war. Die Folge davon war, daß die Spanier selbst anfingen, das Gold, welches ihnen auf eine so leichte Weise und in solcher Menge in die Hände fiel, gering zu schätzen. Die gemeinen Soldaten spielten unter sich um Summen, welche Könige aufs Spiel zu setzen Bedenken tragen würden. Ein Paar Beinkleider von Tuch bezahlte man mit dreißig Pesos (ungefähr 1400 Mark); ein Paar Stiefel ebenso teuer, und

ein Pferd mit vier- bis fünftausend Dukaten. Diese Preise haben sich noch lange nachher in Peru erhalten.

Die Freude, welche Pizarro über diesen abermaligen glücklichen Erfolg seiner Unternehmung empfand, wurde ihm durch einen Zufall erbittert, der einigen seiner Gefährten, vielleicht wegen einer zu großen Nachlässigkeit, auf dem Marsche begegnet war. Diese waren bei einem der Scharmützel den Peruanern lebendig in die Hände gefallen. Man führte sie vor einen Bruder des Atahualpa, um von ihm ihr Urteil zu empfangen, und man erkannte unter ihnen einige, welche zu der Hinrichtung des Inkas behilflich gewesen waren, andre, welche den Mord desselben zu hintertreiben gesucht hatten. Der Prinz, ein gerechter Mann, setzte diese augenblicklich in Freiheit und beschenkte sie reichlich, jene aber ließ er am Pfahle erdrosseln, wie man seinen unglücklichen Bruder des Lebens beraubt hatte.

Unterdes ereignete sich in einer andern Gegend des zerrütteten peruanischen Reichs ein neuer Auftritt, der den gänzlichen Untergang desselben beschleunigen half.

Da Benalkazar, den Pizarro mit einer geringen Mannschaft zu San Miguel zurückgelassen hatte, den Fortgang vernahm, den die Unternehmung gegen Kuzko gehabt hatte, so verdroß es ihn, sich zu einem unthätigen und unrühmlichen Leben verstoßen zu sehen, während seine Gefährten Gold und Lorbeeren in Fülle einernteten. Um aus dieser Unthätigkeit hervorzugehen, machte er einen Anschlag auf Quito, die Hauptstadt derjenigen weitläufigen Provinz, welche denselben Namen führt. Dort hatte Ruminavi sich in den Besitz der Oberherrschaft gesetzt, und diesen beschloß er anzugreifen. Ein Transport Rekruten, welcher eben zu rechter Zeit aus Panama ankam, setzte ihn in den Stand, diesen Vorsatz auszuführen. Er ließ also eine kleine Anzahl von Soldaten zu San Miguel zurück und setzte sich in Marsch.

Der Weg war lang und äußerst unbequem; man mußte über Ströme setzen, durch dichtverwachsene Wälder dringen, rauhe, unwegsame Gebirge ersteigen und durch sumpfige Thäler waten, wo man bei jedem Tritte Gefahr lief, im Moraste zu versinken. Aber vergebens stellten alle diese Schwierigkeiten sich Leuten in den Weg, welche gegen jedes

Ungemach des Lebens abgehärtet und von einer brennenden Begierde nach Ruhm und Schätzen beseelt waren. Sie überwanden jedes Hindernis, schlugen den Ruminavi, der ihnen mit dem Kern der peruanischen Truppen entgegenrückte, zu verschiedenen Malen in die Flucht und bemächtigten sich der Hauptstadt Quito, in welcher man den ganzen noch übrigen Schatz des Atahualpa vorzufinden hoffte.

Allein in dieser Hoffnung fanden sich die Eroberer gar sehr betrogen. Die ganze Stadt war von Kostbarkeiten leer, weil die Einwohner, um die Habsucht ihrer Feinde zu täuschen, Sorge getragen hatten, alles, was einigen Wert hatte, auf die Seite zu schaffen. Die Spanier hatten also die Mühseligkeiten eines so beschwerlichen Marsches umsonst ertragen.

Zu derselben Zeit trat noch ein andrer Mann auf die Bühne.

Der tapfere Alvarado hatte zur Belohnung für seine Dienste in Mexiko von Kortes die Statthalterschaft über die Provinz Guatemala erhalten. Hier hatte er den Fortgang vernommen, den Pizarros Unternehmung gegen Peru hatte; und da er ein feuriger, rastloser Geist war, der sich nach neuen, kriegerischen Beschäftigungen sehnte, so beschloß er gleichfalls nach Peru zu gehen, um an den Gefahren und Belohnungen seiner Landsleute teilzunehmen. Sein großer Name lockte so viel raubgierige Wagehälse unter seine Fahnen, daß er sich mit fünfhundert Mann einschiffen konnte, unter denen zweihundert so bemittelte Leute waren, daß sie sich Pferde zu kaufen im stande waren, welche damals nur von sehr reichen Leuten bezahlt werden konnten.

Er landete zu Puerto Viejo, einem etwas südlich unter dem Aequator gelegenen Hafen. Von hier aus marschierte er landeinwärts gegen Quito los. Allein noch jetzt gibt es in ganz Amerika keinen beschwerlicheren Weg als diesen. Alles Ungemach, welches Pizarro und seine Gefährten auf ihren bisherigen Märschen einzeln erfahren hatten, kam hier zusammen; und wenn man die umständliche Beschreibung der überstandenen Mühen liest, so sollte man nicht glauben, daß menschliche Kräfte zureichten, so vielfaches Elend zu ertragen. Der Hunger nötigte die Wanderer, ihre Pferde

zu schlachten, und den Durst mußten sie oft nicht anders zu stillen, als dadurch, daß sie den Tau leckten, der sich in den Höhlungen der Gewächse sammelte. Auf den Gebirgen, über welche sie klettern mußten, herrschte eine so grimmige Kälte, daß sechzig Spanier ihr Leben verloren. In den niedrigen Gegenden wartete ihrer ein fast noch größeres Ungemach. Es führte nämlich der Wind aus dem bei Quito befindlichen feuerspeienden Berge, dem Kotopaxi, eine solche Menge heißer Asche herbei, daß die Unglücklichen fast ohne Unterlaß von einer feurigen Wolke eingehüllt und oft um Luft zum Einatmen verlegen waren. Dennoch drang Alvarado durch alle diese Schwierigkeiten unaufhaltsam vor und näherte sich endlich der Stadt Quito, welche schon in Benalkazars Händen war.

Zwölftes Kapitel.

Peru befindet sich in der größten Zerrüttung. Der Inka Manko wird von Pizarro als ein Werkzeug seiner Hand auf den Thron seiner Väter gesetzt. Pizarro gründet die Stadt Lima; er wird als Statthalter des von ihm eroberten Landes bestätigt. Streit mit Almagro. Dieser sucht Chili zu erobern.

Benalkazar, zu welchem seit kurzem auch Almagro mit seinem Trupp gestoßen war, hörte von der Annäherung eines europäischen Heeres, nicht ohne einige Unruhe darüber zu empfinden. Die eigentliche Absicht des Alvarado war zur Zeit noch unbekannt, und man wußte daher nicht, ob man in ihm einen Bundesgenossen oder einen Feind zu erwarten habe.

Es wurde indes beschlossen, ihm auf jeden Fall entgegen zu marschieren. Sieben Reiter wurden vorausgesandt, um Kundschaft einzuziehen; allein durch einen Zufall gerieten diese mitten in das anrückende Heer des Alvarado und wurden aufgefangen. Man stellte sie vor den Anführer. Dieser begnügte sich, ihnen verschiedene Fragen über die Zahl und den Zustand ihres Heeres vorzulegen und setzte sie darauf nach einer liebreichen Behandlung

wieder in Freiheit, ohne ihnen den geringsten Auftrag an ihre Hauptleute mitzugeben. Benalkazar und Almagro wurden dadurch in ihrem Argwohn nur noch mehr bestärkt und bereiteten sich zum Kampf.

Der schändliche Felipillo, der zu jeder schnöden That, die ihm Vorteil zu bringen schien, bereit war, entschloß sich bei dieser Gelegenheit zu einer neuen Verräterei, durch die er sich noch höher zu schwingen hoffte. Er lief zu Alvarados Heere über und erbot sich diesem Feldherrn, Mittel an die Hand zu geben, sich nicht nur der Person des Almagro zu bemächtigen, sondern auch sich in kurzer Zeit zum Herrn des ganzen Landes zu machen. Aber Alvarado war edel genug, diesen Antrag zu verschmähen. Damals also sah der Nichtswürdige seinen treulosen Plan vereitelt.

Indes rückten die beiden Heere immer weiter vor, bis sie einander im Gesichte waren. Dann machte man von beiden Seiten Halt und jeder Teil erwartete, daß der andre den ersten Schritt entweder zu Feindseligkeiten oder zu einer freundschaftlichen Unterhandlung thun sollte. Allein man war auf beiden Seiten zu stolz, um dem andern mit Friedenserklärungen zuvorzukommen. Vermutlich würde es daher endlich zu Thätlichkeiten gekommen sein, wenn sich nicht ein vernünftiger Mann, der kein Soldat, sondern ein Rechtsgelehrter war, ins Mittel geschlagen und beide Parteien beredet hätte, vorläufig einen Waffenstillstand auf vierundzwanzig Stunden einzugehen, um unterdes in friedliche Unterhandlungen zu treten. Dies geschah, und bald darauf kam ein ordentlicher Vertrag zu stande. Man versprach dem Alvarado, zur Vergütung der Kosten seiner Ausrüstung hunderttausend Pesos auszuzahlen, und dieser machte sich dafür anheischig, wieder nach seiner Statthalterschaft zurückzukehren und sich künftig nicht weiter in die peruanischen Händel mischen zu wollen. Noch wirkte er aus übertriebener Güte dem Verräter Felipillo Verzeihung aus, gegen den man noch immer barmherzig genug verfahren wäre, wenn man ihn ohne weitere Qualen an dem ersten besten Baum hätte aufknüpfen lassen. Aber das Maß seiner Bosheiten sollte erst noch voller werden, damit er am Ende den verdienten Lohn für alle auf einmal empfing.

Die Rechte auf die Krone Perus fielen nach der Ermordung Atahualpas und dem Tode Toparkas dem Prinzen Manko, einem andern Sohne Huayna Kapaks zu. Pizarro trug nun kein Bedenken, den jungen Prinzen, der ihm näher getreten war, auf den Thron zu setzen und ihm die Anerkennung seiner Landsleute zu verschaffen. Die Thronbesteigung Mankos wurde von dem Volke mit Begeisterung aufgenommen, da es dem Andenken des berühmten Vaters ergeben und erfreut war, wieder von einem Fürsten aus der alten Linie von Kuzko beherrscht zu werden. Die zur Krönung gehörigen Förmlichkeiten wurden streng beobachtet. Der junge Prinz hielt die vorgeschriebenen Fasten und am festgesetzten Tage versammelten sich die Edlen und das Volk mit der ganzen spanischen Kriegsmannschaft auf dem großen Platze von Kuzko, um der Feierlichkeit beizuwohnen. Pater Valverde las öffentlich Messe und der Inka Manko empfing die Herrscherbinde aus der Hand des Pizarro. Die indianischen Großen leisteten den Huldigungseid, und während dieser Feier wurde das königliche Banner von Kastilien geschwenkt. Das waren Zeichen nicht des Triumphes, sondern der Erniedrigung; der Fürst war ein Spielzeug in der Hand des Siegers, der Ruhm der Kinder der Sonne war gewichen; aber das Volk überließ sich willig dieser Täuschung und schien sich mit dem Scheinbilde seiner ehemaligen Unabhängigkeit begnügen zu wollen; die sorglose Bevölkerung ergab sich den ausgelassensten Festlichkeiten, dem Trinkgelage und dem Tanz.

Pizarros Sorge war es zunächst in Kuzko eine städtische Verwaltung wie in den Städten des Mutterlandes einzurichten. Zu den Verwaltern, die ernannt wurden, gehörten auch Gonzalo und Juan Pizarro, zwei Brüder des Statthalters. Ländereien und Häuser wurden freigebig an die Spanier verteilt, Valverde wurde zum Bischof von Kuzko ernannt und begann seine Amtsverrichtungen, christliche Klöster und Kirchen verdrängten allmählich die alten Gebäude; fromme Mönche predigten das Christentum.

Almagro und Benalkazar zogen unterdes in Begleitung des Alvarado, der vor seiner Abreise erst Pizarro zu sehen verlangte, wieder nach der Hauptstadt Quito zurück. Sie

hatten einige hitzige Gefechte mit dem tapfern Quisquiz, in denen vierzehn Spanier getötet und fünfzig verwundet wurden. Endlich, als sie sich der Stadt näherten, in welche Quisquiz mit seinen Leuten sich geworfen hatte, wußte dieser nicht mehr, wozu er greifen sollte. Einige seiner Hauptleute waren der Meinung, daß er um Frieden bitten müßte, aber seine Erbitterung gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes war so groß, daß er demjenigen den Tod drohte, der ihm diesen Rat noch einmal geben würde. Andre rieten daher, daß er es auf ein entscheidendes Treffen ankommen lassen möchte, und da er auch diesen Rat verwarf, wurde einer der Hauptleute so unwillig, daß er ihm den Spieß durch den Leib stieß. Die peruanischen Krieger sprengten hierauf auseinander und die Spanier rückten ungehindert in Quito ein.

Da unterdes Pizarro von der Ankunft des Alvarado und von dem Vertrage, den man mit ihm geschlossen hatte, benachrichtigt war und es für bedenklich hielt, einen so furchtbaren Nebenbuhler die zu Kuzko erbeuteten Schätze sehen zu lassen, faßte er den Entschluß, ihm entgegenzugehen, um ihn zu vermögen, sein Versprechen, wieder nach Guatemala zurückkehren zu wollen, je eher je lieber in Erfüllung zu bringen. Bei ihrer Zurückkunft überhäufte er ihn mit Ehrenbezeugungen, um seinem Stolze zu schmeicheln und zahlte ihm nicht nur die versprochenen hunderttausend Pesos aus, sondern fügte auch noch aus freien Stücken eine große Summe nebst verschiedenen kostbaren Gefäßen und Edelsteinen als ein freiwilliges Geschenk hinzu.

Alvarado kehrte hierauf mit Zurücklassung seiner meisten Leute, die unter Pizarro Dienste nahmen, wirklich nach seiner Statthalterschaft zurück. Pizarro hingegen schickte seinen Bundesgenossen Almagro nach Kuzko, weil er selbst nach der Küste gehen wollte. Er empfahl seinem Freunde den Inka Manko, den er unter der Aufsicht seiner beiden Brüder zu Kuzko gelassen hatte, und ersuchte ihn sowohl diesem, als auch allen übrigen Peruanern, die sich freiwillig unterworfen hatten, mit Güte zu begegnen.

Pizarro dachte daran eine Stadt anzulegen, welche der Mittelpunkt seiner Eroberungen und die Hauptstadt seiner

Statthalterschaft würde. Er wählte hierzu einen Platz in einem anmutigen und fruchtbaren Thale nahe dem Gestade des Meeres an einem Flusse, welcher Rimak, nachher auch Lima hieß. Hier legte er am sogenannten heiligen Dreikönigstage (am 6. Januar 1535) den ersten Grundstein, und nahm von diesem Umstande Gelegenheit, die zu erbauende Stadt los Reyes d. i. die Könige (Cindad de los Reyes d. h. Stadt der Könige) zu nennen.

Jetzt heißt diese Stadt Lima, sie ist öfter durch Erdbeben zerstört worden. An keinem Orte in der Welt ist die Verschwendung in Pracht und Ueppigkeit jemals höher getrieben worden, als hier. Der Bau wurde so eifrig betrieben, daß eine der ansehnlichsten Städte gleichsam aus dem Boden hervorzuwachsen schien. Pizarro schmückte sie durch einen prächtigen Palast, den er für sich selbst errichten ließ, und seine Offiziere folgten diesem Beispiele und ließen gleichfalls Gebäude für sich aufführen, welche ihren Glücksumständen angemessen waren.

Unterdes war Ferdinand Pizarro in Spanien angekommen und hatte die unermeßliche Menge Goldes und Silbers überbracht, welche als der fünfte Teil der ganzen Beute dem Kaiser zugefallen war. Dieser erstaunte mit ganz Spanien über die Größe dieses Gewinns, und Hof und Land beeiferten sich um die Wette, Ferdinand mit Liebkosungen und Ehren zu überhäufen. Man nahm ihn sogar in den Ritterorden von St. Jago auf, eine Ehre, auf welche ein spanischer Edelmann aus der ältesten Familie stolz zu sein pflegt. Sein Bruder Franz und Almagro wurden auch nicht vergessen. Jenen machte der Kaiser zum Marchesen, welches ungefähr ebensoviel auf sich hat, als wenn bei uns jemand in den Grafenstand erhoben wird, und er bestätigte nicht nur für ihn die schon vorher geschehene Verleihung der Statthalterschaft über Peru, sondern er vergrößerte dieselbe noch durch siebzig Seemeilen Landes längs der Küste nach Süden hin. Alle diese weitläufigen Länder wurden in dem Patente oder dem öffentlichen Briefe, welcher ihm darüber ausgefertigt wurde, mit dem Namen Neu-Kastilien belegt. Almagro erhielt den von Pizarro ihm versprochenen Posten eines Adelantado oder Unterstatthalters nebst einer

eigenen unabhängigen Statthalterschaft über zweihundert Seemeilen Landes südwärts von Pizarros Gebiete hin, die er aber erst erobern sollte und die in dem kaiserlichen Schreiben Neu-Toledo genannt wurde.

Die Nachricht von diesen Ereignissen gelangte nach Peru, ehe Ferdinand daselbst wieder angekommen war.

Almagro hatte nicht sobald die Nachricht vernommen, daß ihm eine eigene unabhängige Statthalterschaft über die zu erobernden mittäglichen Länder bewilligt worden war, als er behauptete, daß auch die Residenz der Inkas, Kuzko, innerhalb des ihm angewiesenen Gebiets läge und von Pizarro ihm abgetreten werden müsse. Dieser hingegen, dessen Begierde, seine Herrschaft soweit als möglich auszudehnen, durch die vom Kaiser erhaltenen Gnaden gleichfalls heftiger geworden war, behauptete das Gegenteil. Die Gemüter erhitzten sich, Neid und Eifersucht spornten beide an, ihre Behauptung durchzusetzen; beide wurden von Anhängern unterstützt, und der Zeitpunkt schien nunmehr da zu sein, daß die Spanier durch einen unnatürlichen, innerlichen Krieg den unterdrückten Peruanern zum angenehmen Schauspiele dienen sollten.

Zum Glück hatte jeder der beiden Anführer eine zu hohe Meinung von der Wichtigkeit seines Gegners, um nicht insgeheim zu wünschen, den Zwist noch einmal friedlich beigelegt zu sehen. Pizarro that daher Vorschläge zum Frieden, und Almagro ließ durch die ihm eigene Treuherzigkeit sich abermals verleiten, ihnen Gehör zu geben. Sie waren folgende: Almagro sollte die Eroberung von Chili d. h. Neu-Toledo versuchen; fände es sich dann, daß dieses Land weder so groß noch so ergiebig wäre, als man erwartete, so wollte Pizarro ihm einen Teil von Peru abtreten.

Obgleich Almagro schon zu wiederholten Malen erfahren hatte, wie unzuverlässig die Versprechungen seines Bundesgenossen seien, so wollte er ihm doch noch einmal trauen und ging auf diesen Vorschlag ein. Man besiegelte den Vertrag durch den heiligen Gebrauch, durch welchen die Feldherrn das erste Mal ihr Bündnis beschworen hatten, und Almagro bereitete sich darauf zu seinem Zuge nach Chili vor.

Das Heer, welches er zusammenbrachte, schien der Wichtigkeit seiner Unternehmung vollkommen angemessen zu sein. Beinahe sechshundert Europäer versammelten sich unter seiner Fahne, und der Inka Manko unterstützte ihn mit einem Heer von fünfzehntausend Peruanern.

Von Kuzko aus führte ein doppelter Weg nach Chili. Der eine, welcher gebahnt und gangbar war, lief durch eine Ebene längs der Meeresküste hin, und dieser war der längste. Der andre weit kürzere ging gerade über die rauhen und hohen Gebirge, welche Peru und Chili voneinander trennen. Dieser ist wegen der grimmigen Kälte, welche auf diesen Gebirgen herrscht, und wegen der Menge des Schnees, mit dem sie bedeckt zu sein pflegen, nur zur höchsten Sommerzeit gangbar und auch alsdann noch mit unbeschreiblichen Beschwerlichkeiten verbunden. Die Peruaner rieten daher, daß man den bequemern, obgleich längern Weg einschlagen möchte, aber ihr Rat wurde verworfen. Almagro und seine Gefährten waren gegen jedes Ungemach der Witterung so vollkommen abgehärtet, daß die fürchterliche Beschreibung von der Not, die sie auf den Gebirgen auszustehen haben würden, ganz und gar keinen Eindruck auf sie machte, und daß sie tollkühner Weise beschlossen, den Peruanern ein Beispiel zu geben, daß die Europäer auch das Unmögliche möglich zu machen wüßten. Sie marschierten also auf die Gebirge los.

Diese Verwegenheit kam ihnen indes teuer zu stehen. Denn je weiter sie in dieser greulichen Berggegend vorwärts drangen, desto mehr fanden sie die Beschreibungen der Peruaner bestätigt, desto größer und unerträglicher wurde ihre Not. Die Kälte war so stark, daß nur eine unaufhörliche Bewegung sie vor dem Erfrieren schützen konnte. Aber zu einer solchen ununterbrochenen Bewegung fehlte es ihnen bald an Kräften; denn da diese rauhe Wintergegend, die mit ewigem Schnee bedeckt ist, nicht ein einziges Nahrungsmittel gewährt, so gesellte sich zu den übrigen Drangsalen, durch die sie ermattet wurden, auch bald die schrecklichste Hungersnot, die sie nur durch das Abschlachten ihrer Pferde lindern konnten. Unter allen diesen Leiden wurden sie nun noch öfters von wilden Bergbewohnern überfallen, deren

ungemeiner Mut, verbunden mit einer großen Geschicklichkeit im Bogenschießen, ihnen nicht wenig zu schaffen machte.

Almagros Heer schmolz unter diesen Drangsalen zusammen. Viele Spanier und noch mehr Peruaner erfroren stehenden Fußes und blieben, an einen Baum oder an einen Felsen gelehnt, als leblose Statuen in der Stellung stehen, in welcher sie den Geist aufgegeben hatten. Einige Geschichtsschreiber erzählen sogar, daß man fünf Monate nachher die Körper dieser Erfrorenen noch in dieser Stellung und in ihren erstarrten Händen noch die Zügel ihrer gleichfalls erfrornen Pferde haltend, angetroffen habe. Das Fleisch dieser Pferde war noch so frisch, als wenn sie soeben erst erstarrt wären, und gewährte den ausgehungerten Spaniern eine wohlschmeckende Mahlzeit.

Endlich langte man nach unbeschreiblichen Leiden in der fruchtbaren und überaus angenehmen Ebene von Chili glücklich an. Der platte Teil dieses Landes, der sich längs der Küste des Meeres von Mitternacht gegen Mittag hin erstreckt, befriedigte ganz ihre Erwartung. Das Klima desselben ist eins der mildesten und anmutigsten in der Welt, wie der Boden an Fruchtbarkeit auf der ganzen Erde wohl schwerlich seinesgleichen haben möchte. Seiner Lage nach sollte man es für ein sehr heißes Land halten, weil es nahe an dem heißen Erdgürtel liegt. Allein die Nachbarschaft der hohen, mit Schnee bedeckten Kordilleras de los Andes auf der einen und des südlichen Ozeans auf der andern Seite mäßigt die Hitze bis zu dem Grade einer lieblichen Frühlingswärme. Jede Art von Gewächsen und Pflanzen gedeiht in diesem fruchtbaren Lande. Auch unsre Tierarten vermehren sich daselbst nicht nur auf eine außerordentliche Weise, sondern werden auch noch vollkommener. Das Hornvieh und die Pferde, welche man jetzt in Chili hat, übertreffen an Größe und Schönheit die besten spanischen Tiere dieser Arten, von welchen sie abstammen. Mit einem Worte, dieses glückliche Land genießt nicht nur alle die Vorzüge, deren sich die Landschaft Quito erfreut, sondern sie ist auch zugleich von den schrecklichen Ungewittern und Erderschütterungen frei, welche für die Bewohner von Quito eine so schwere Plage sind.

Der stärkste Handel, den die beiden Provinzen Peru und Chili miteinander führen, wird zwischen den beiden Hauptstädten Lima und San Jago durch Hilfe der Schiffahrt getrieben.

Bei den Mündungen der Flüsse, an denen beide Städte liegen, hat man zwei kleinere Städte erbaut, und bei diesen befinden sich die Häfen für Lima und San Jago: Callao und Valparaiso.

Dreizehntes Kapitel.

Der Verräter Felipillo wird gevierteilt. Manko empört sich und belagert Kuzko und Lima zu gleicher Zeit. Die Spanier sind in großer Verlegenheit. Almagro kehrt von Chili zurück und besiegt den Inka; er erobert Kuzko.

Almagro war endlich in Chili glücklich angekommen, und fand, daß es ein herrliches Land war.

Allein er fand auch zugleich, daß die Bewohner dieses schönen Landes ganz andre Menschen als die geduldigen und gutmütigen Peruaner waren.

Es war eine kriegerische Nation, welche keineswegs gesonnen zu sein schien, das Joch der Knechtschaft gutwillig auf sich nehmen zu wollen. Sie bestand aus starken, kühnen und freien Menschen, welche zwar über den Anblick eines europäischen Kriegsheers und über die Wirkungen der Feuerwaffen anfangs in Erstaunen gerieten, aber doch auch von ihrer Bestürzung sich früh genug wieder erholten, um den räuberischen Ankömmlingen noch beizeiten die Spitze zu bieten. Zwar zogen sie, so oft es zu Scharmützeln kam, den kürzern, allein sie ließen sich dadurch nicht abschrecken, sich ihnen immer wieder von neuem entgegenzustellen und ihnen jeden Fuß Landes, welches sie besetzen wollten, erst auf die hartnäckigste Weise streitig zu machen. Dies und noch ein besonderer unangenehmer Vorfall nötigten den Almagro von der Eroberung dieses Landes für jetzt abzustehen und wieder nach Peru zurückzukehren.

Der schändliche Felipillo hatte nämlich eine Verschwörung im Heere gegen Almagros Leben angezettelt, doch er-

reichte ihn jetzt der Lohn, den er schon längst für seine Schandthaten verdient hätte.

Sobald er merkte, daß seine abermalige Verräterei entdeckt war, suchte er zu entfliehen. Allein man holte ihn ein; und da er seines Verbrechens überwiesen war, verurteilte man ihn — gevierteilt zu werden. Sein Leib wurde also in vier Teile auseinander gerissen.

Fast zu derselben Zeit, als diese Verschwörung entdeckt und bestraft wurde, ereignete sich noch ein andrer, ebenso unangenehmer Vorfall in Peru, welcher den Rückzug des Almagro beschleunigen half. Er erhielt nämlich Nachricht, daß daselbst alles in großer Verwirrung sei, weil der Inka Manko die Waffen ergriffen und, von seinem Volke unterstützt, den beherzten Entschluß gefaßt hätte, das unerträgliche Joch der spanischen Herrschaft abzuschütteln.

Nach Almagros Abmarsche von Kuzko hatte man den Inka als einen Gefangenen und Verbrecher behandelt und ihn in Fesseln gelegt. Der Statthalter Pizarro war zu dieser Zeit mit einem Teile seiner Truppen nach der neuerbauten Stadt Lima abgegangen. Einem andern Teile seiner Leute hatte er erlaubt unter verschiedenen Anführern Streifereien in diejenigen Gegenden vorzunehmen, die der spanischen Herrschaft noch nicht gänzlich unterworfen waren. Zu Kuzko blieben also nur sehr wenige Spanier unter dem Kommando der beiden Brüder Juan und Gonzalo Pizarro zurück. Obgleich diese nun fortfuhren, den armen Inka als einen Gefangenen sorgfältig bewachen zu lassen, so fand er gleichwohl Mittel, einigen Häuptern der Nation von der traurigen Lage, in der er sich befand, Nachricht zu geben.

Schon lange hatten diese die Augen über das Unglück ihres Vaterlandes aufgethan; aber da der eine hierhin, der andre dorthin in die Gebirge geflüchtet war, so fehlte es ihnen an Gelegenheit, sich untereinander zu bereden, und an einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, unter dessen Fahne sie sich vereinigen konnten. Jetzt wurden sie durch die Nachricht von der traurigen Lage des Inka Manko noch mehr erbittert, und alle waren bereit zur Rettung ihres Fürsten und zur Befreiung ihres unterdrückten Vaterlandes

Blut und Leben aufzuopfern. Aber noch fehlte es ihnen an Gelegenheit diese Gesinnungen zu bethätigen.

Inzwischen war Ferdinand Pizarro aus Spanien zurückgekommen und hatte sich zu seinen beiden jüngern Brüdern Juan und Gonzalo nach Kuzko begeben. Dieser, als der sanfteste und gütigste unter den Pizarros, ließ sich das Schicksal des unglücklichen Manko zu Herzen gehen und erleichterte seinen Zustand, so sehr es ihm nur möglich war. Der Inka faßte daher auch ein großes Vertrauen zu ihm und wagte es endlich, ihn um die Erlaubnis zu bitten, einem jährlichen Feste seines Volkes beizuwohnen, welches einige Meilen von Kuzko begangen wurde. Ferdinand gab seine Einwilligung dazu, und der Inka wurde aus seinem Kerker entlassen.

Kaum war das Gerücht von der Freilassung desselben erschollen, als die Häupter der Nation, unter dem Vorwande des zu feiernden Festes aus allen Gegenden des Landes herbeieilten, um unter der Anführung ihres rechtmäßigen Oberhauptes das Vaterland von seinen Unterdrückern, sich selbst von der Schande zu befreien, dem räuberischen und tyrannischen Verfahren dieser Fremdlinge so lange müßig zugesehen zu haben. Man steckte hierauf die Kriegsfahne auf, und in unglaublich kurzer Zeit war ganz Peru unter den Waffen. Ein großer Teil der Spanier, welcher eben damals in der größten Sicherheit teils einzeln, teils in kleinen Trupps im Lande herumschwärmten, wurde plötzlich überfallen und niedergehauen. Von allen Seiten strömten racheatmende peruanische Krieger herbei, und Manko sah sich in kurzer Zeit an der Spitze eines so mächtigen Heeres, daß er, wenn wir den spanischen Geschichtsschreibern glauben dürfen, mit zweimalhunderttausend Mann vor Kuzko rücken und eine ebenso große Macht nach Lima schicken konnte, um die beiden Hauptstädte des Reichs der Spanier zugleich anzugreifen.

Die drei Pizarros, welche in Kuzko kommandierten, hatten, als die Stadt von dem unermeßlichen Heere des Manko plötzlich berennt oder eingeschlossen wurde, nicht mehr als hundertundsiebenzig Spanier unter ihrem Befehle. Sie konnten also einem jeden Tausend ihrer Feinde kaum

einen einzigen Mann entgegenstellen. Hierzu kam, daß der eine dieser Brüder, Juan, in dem ersten Scharmützel, welches vorfiel, durch einen Steinwurf getötet wurde.

Juan soll nicht nur ein sehr beherzter, sondern auch ein gütiger Mann gewesen sein und unter allen Spaniern am besten verstanden haben, wie man mit den Peruanern umgehen müsse, um ihre Liebe und ihr Vertrauen zu erwerben. Sein Verlust schmerzte daher nicht nur seine Brüder, sondern auch das ganze spanische Heer, weil sie in ihm einen ihrer besten Anführer verloren.

Jetzt waren beide Hauptstädte, Kuzko und Lima, von allen Seiten eng eingeschlossen. Die in denselben befindlichen Häuflein der Spanier befanden sich in gleicher Not, und ihr Zustand war um so viel trauriger, weil ihnen alle Gelegenheit, sich wechselseitig zu benachrichtigen, gänzlich abgeschnitten war. Jedes derselben besorgte daher das Schlimmste von dem andern, und jedes verzweifelte an der Möglichkeit von dem andern Beistand zu erhalten. Es blieb den Spaniern also nichts übrig, als alle Hoffnung einer noch möglichen Rettung in ihren eigenen Mut zu setzen.

Die Zahl derjenigen Spanier, welche beim Ausbruch der Feindseligkeiten in verschiedenen Gegenden einzeln oder haufenweise erschlagen waren, belief sich auf sechshundert. Die Peruaner hatten Sorge getragen, sich aller Waffen und Pferde derselben zu bemächtigen, und versuchten jetzt, so gut sie konnten, dasjenige nachzuahmen, was sie von den europäischen Kriegskünsten zu sehen Gelegenheit gehabt hatten. Sie stellten sich daher gleichfalls in geschlossene Reihen, bedienten sich der erbeuteten Spieße, Schwerter und Schilde auf die Weise, wie sie es von den Spaniern gelernt hatten, und wagten es sogar, auch die Musketen abzufeuern. Der Inka selbst und einige andre Anführer ritten die Pferde, welche man erbeutet hatte. Obgleich diese erste rohe Nachahmung der europäischen Kriegskunst noch sehr unvollkommen ausfiel, so vergrößerte sie doch das furchtbare Uebergewicht, welches die Peruaner über die armseligen Häufchen Spanier durch die ungeheure Menge ihrer Streiter erhielten.

Die Not der Europäer wuchs daher mit jedem Tage.

Der Inka Manko bemächtigte sich eines Teils der Stadt Kuzko und hielt die beiden Pizarros in denjenigen Quartieren, in denen sie sich noch zu behaupten suchten, so fest eingeschlossen, daß sie weder aus noch ein wußten. Die Ungewißheit, in der sie sich wegen des Schicksals ihres Bruders zu Lima befanden, machte ihre Lage noch schrecklicher, denn alle Versuche, sich gegenseitig zu benachrichtigen, blieben fruchtlos, weil man die Straße zwischen Lima und Kuzko dergestalt gesperrt hatte, daß keine Benachrichtigung möglich war.

Der Zustand des Statthalters war unterdes um vieles erträglicher, als der, in welchem sich seine Brüder befanden, denn die Nachbarschaft des Meers verschaffte ihm den Vorteil, von Zeit zu Zeit neue Transporte von Rekruten, die von Panama ankamen, aufzunehmen und sich durch diese zu verstärken. Um indes seine Leute in die unumgängliche Notwendigkeit zu versetzen, entweder zu siegen oder zu sterben, schnitt er ihnen durch die Absendung aller seiner Schiffe jede Hoffnung einer möglichen Entweichung ab. Zu derselben Zeit schickte er, sobald sein eigenes Korps einen Zuwachs erhielt, von Zeit zu Zeit einzelne Haufen unter Anführung der tapfersten Anführer ab, um seinen Brüdern in Kuzko zu Hilfe zu eilen. Aber wie groß würde seine Bestürzung gewesen sein, wenn er das jedesmalige Schicksal dieser Abgeordneten erfahren hätte! Don Diego Pizarro, sein Vetter, den er mit siebzig Reitern abgeschickt hatte, wurde in einem engen Passe überfallen und mit seinen Leuten bis auf den letzten Mann erschlagen. Gonzales von Tapia, ein andrer Offizier, der mit achtzig Reitern abgegangen war, hatte ein gleiches Schicksal gehabt. Nach diesem waren noch zwei andre Anführer, jeder mit einem besondern Haufen abgesandt, und sie hatten gleichfalls dem Verderben nicht entrinnen können. So hatten über dreihundert Spanier nach und nach ihren Tod gefunden, ohne daß auch nur ein einziger entronnen wäre, welcher von dem Schicksale der übrigen hätte Nachricht geben können.

Endlich wurde der Statthalter Pizarro durch die Zuführung einer ansehnlichen Verstärkung, die durch einen gewissen Alphonso von Alvarado, einen Bruder des uns

bekannten Feldherrn dieses Namens, geschah, in den Stand gesetzt, seinen Feinden im freien Felde die Spitze zu bieten. Er benutzte diesen vorteilhaften Umstand augenblicklich, that einen mutigen Ausfall, schlug den unzählbaren Schwarm der Peruaner aufs Haupt und verfolgte ihn bis in die Gebirge. Jetzt konnte er etwas freier Atem schöpfen; aber gleichwohl blieb seine eigene Gegenwart in dieser Gegend noch immer gar zu notwendig. Er sah sich daher genötigt, die Befreiung seiner Brüder, deren Schicksal ihm noch immer ein quälendes Geheimnis war, dem Alvarado zu übertragen, dessen Ankunft und Beistand ihn selbst gerettet hatten. Dieser setzte sich also mit dreihundert Mann, zu welchem bald nachher noch zweihundert andre Spanier stießen, in Bewegung und marschierte nach Kuzko.

Auch diesen suchten die Peruaner abzuschneiden, aber er schlug sich glücklich durch und eilte auf den Flügeln des Sieges den bedrängten Brüdern zu Hilfe zu kommen. Aber ehe er nach Kuzko gelangen konnte, veränderte sich die dortige Szene durch eine unerwartete Begebenheit.

Almagro war aus Chili zurückgekommen und nahm seinen Marsch nach Kuzko, ohne zu wissen, was an diesem Ort sich unterdes ereignet hatte. Auf seinem Rückmarsche aus Chili hatte er das von Ferdinand ihm aus Spanien mitgebrachte Patent oder Schreiben des Kaisers erhalten, in dem ihm die erbetene unabhängige Statthalterschaft über diejenigen südlichen Länder erteilt wurde, welche außerhalb des Gebietes des Pizarro lagen. Je mehr er aber über den Inhalt dieser seiner Bestallung nachdachte, desto fester wurde seine Ueberzeugung, daß nach dem Willen des Kaisers die Hauptstadt Kuzko mit zu seiner und nicht zu Pizarros Statthalterschaft gerechnet werden sollte. Es war daher sein ernstlicher Vorsatz, sich derselben zu bemächtigen, um die ihm verliehenen Ansprüche geltend zu machen, und deswegen marschierte er auf die Stadt los.

Bei seiner Annäherung geriet er nicht wenig in Erstaunen, da er hörte, daß ein Teil der Stadt, die er jetzt als die seinige betrachtete, verbrannt, ein andrer von Manko besetzt, und der dritte zwar noch in der Gewalt des Pizarro, aber gleichfalls in großer Gefahr sei, von den Peruanern

erstürmt zu werden. Die Umstände dieser unerwarteten Begebenheiten waren ihm noch völlig unbekannt; er rückte daher, um erst genauere und umständlichere Nachrichten einzuziehen, mit langsamen und vorsichtigen Schritten heran. Jetzt erfuhr man seine Annäherung zu Kuzko; aber sowohl die Spanier, als auch die Peruaner waren ungewiß, ob sie einen Freund oder einen Feind an ihm erwarten sollten; denn da die Nachricht von den Ansprüchen, die er jetzt auf Kuzko machte, noch vor seiner Ankunft sich verbreitet hatte und da er selbst weder die eine noch die andre Partei von seinen Gesinnungen etwas wissen ließ, so blieben beide zweifelhaft, was sie von seiner Erscheinung zu fürchten oder zu hoffen hätten.

Man trat indes von beiden Seiten mit ihm in Unterhandlung, um sich seiner Freundschaft und seines Beistandes zu versichern. Der Inka erkannte, wie wichtig es für ihn sein würde, diesen Europäer zu seinem Bundesgenossen zu haben, und die Pizarros wußten, daß sie verloren wären, sobald er sich zu ihren Feinden schlüge. Allein die Forderung, die er machte, war der einen Partei nicht weniger als der andern zuwider. Er verlangte, daß man sein Recht auf Kuzko anerkennen und diese Stadt ihm übergeben sollte, eine Bedingung, gegen welche der Inka sich ebenso sehr als die Pizarros sträubten. Als endlich der Inka sah, daß alle Bemühungen den Almagro zu bewegen, von dieser Forderung abzustehen, vergeblich seien, faßte er den mutigen Entschluß, die fruchtlosen Unterhandlungen abzubrechen und die Sache durchs Schwert entscheiden zu lassen. Er lieferte also dem Almagro ein Treffen, allein der Ausgang desselben war wie gewöhnlich. Die europäische Kriegskunst überwog die Menge; Manko wurde geschlagen und sah sich genötigt, die Belagerung von Kuzko aufzugeben, um seine eigene Sicherheit in den Gebirgen zu suchen.

Jetzt hatten also nur noch Spanier mit Spaniern zu thun. Almagro blieb bei seiner Forderung und die Pizarros bei ihrer abschlägigen Antwort. Jener war unterdes bis an die Thore von Kuzko vorgerückt, und da er seiner offenen, geraden und großmütigen Gemütsart wegen von den gemeinen Soldaten mehr als die listigen Pizarros ge-

liebt wurde, so ging ein Teil der Besatzung zu ihm über und setzte ihn in den Stand, sich durch einen nächtlichen Ueberfall zum Meister von der Stadt zu machen. Dies wurde so unvermutet und so plötzlich bewerkstelligt, daß die Pizarros von der Ueberrumpelung nicht eher etwas merkten, bis Almagro mit seinen Leuten schon vor ihrem Hause stand und ihnen den Ausweg versperrte.

Die Stadt war fast ohne Schwertschlag erobert, und die in ihrer Wohnung eingeschlossenen Pizarros wurden aufgefordert sich dem Sieger zu ergeben. Aber der ihnen beiwohnende Mut wollte zuvor das Unmögliche versuchen; sie besetzten die Thür und fochten so lange und so hartnäckig, bis sie endlich an Kräften erschöpft sich in ihr Schicksal ergeben mußten Sie wurden ohne Bedingung zu Gefangenen gemacht und in sichere Verwahrung gebracht.

So standen die Sachen zu Kuzko, als Alvarado, der von allen diesen Verfällen nichts vernommen hatte, mit seinem Heere in die Gegend dieser Hauptstadt kam. Er hatte nur noch über einen Fluß zu setzen, so war er da. Allein wie erstaunte er, als er das jenseitige Ufer desselben von Spaniern besetzt fand, welche sich fertig machten, ihn als einen Feind zu empfangen. Er konnte nicht begreifen, was doch dieser seltsame Auftritt zu bedeuten habe, bis er endlich von Almagro selbst, der ihn zu gewinnen suchte, von allem, was zu Kuzko vorgefallen war, benachrichtigt wurde. Dieser wandte hierauf alles an, ihn zu bewegen, die Partei der Pizarros zu verlassen und sich zu der seinigen zu schlagen. Er suchte ihn durch Geschenke zu rühren, er fügte die anlockendsten Verheißungen hinzu, allein umsonst. Alvarados Treue war unbestechlich, konnte durch nichts wankend gemacht werden.

In dem Heere des Alvarado befand sich ein Offizier, welcher sich entweder durch Geiz oder durch Haß gegen die Pizarros verleiten ließ, seinen Anführer zu verraten, um bei Almagro eine Belohnung zu verdienen. Diesem war es nicht genug, sich selbst einer niederträchtigen Handlung schuldig zu machen, er bemühte sich auch, einen Teil seiner Gefährten zu bewegen, an seiner Schandthat teilzunehmen. Es gelang ihm; Almagro wurde von ihrem Vorhaben be-

nachrichtigt; man machte in der Stille die nötigen Anstalten, und ehe Alvarado es sich versah, war zur Nachtzeit das feindliche Heer auf einmal mitten in seinem Lager, er selbst ein Gefangener. Man hatte sogar des Abends vorher ihm und seinen treuesten Freunden alle Waffen zu entwenden gewußt, um sie gänzlich außer stand zu setzen, den mindesten Widerstand zu thun. Der größere Teil seines Korps bestand aus Mitverschwornen, die übrigen sahen sich genötigt, der Ueberlegenheit zu weichen; alle streckten also das Gewehr und wurden von Almagro nach Kuzko geführt.

Almagro beratschlagte sich mit seinen Freunden, was man mit den Gefangenen nun wohl zu thun hätte. Die Kühnsten und Unempfindlichsten unter ihnen waren einstimmig der Meinung, man müßte die Pizarros, den Alvarado und einige andre unbestechliche Anhänger des Statthalters augenblicklich zum Gerichtsplatze führen lassen. Sie bewiesen überaus bündig, daß dies das sicherste Mittel sei, ihretwegen künftig ganz außer Sorgen zu sein, und daß der Statthalter Pizarro durch diesen einzigen Schlag auf einmal die wichtigsten Stützen seiner Herrschaft verlieren und so geschwächt werden würde, daß man ihn mit seiner ganzen noch übrigen Macht leicht zu Grunde richten könne; dann würde Almagro keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten haben; alle würden ihn mit Freuden für ihr Oberhaupt erkennen, und er würde sich im ungestörten Besitze des ganzen peruanischen Reiches sehen.

Almagro hörte sie an, gestand, daß sie recht hätten, versicherte aber — zur Ehre seines noch nicht unmenschlich gewordnen Herzens sei es gesagt —, daß er ihren Rat doch nicht befolgen könne. Ja, er ging noch weiter. Obgleich es höchst wahrscheinlich war, daß er jetzt, wenn er mit seinem siegreichen Heere gerade auf Lima marschierte, den Statthalter mit seinem ganzen Anhange vertilgen konnte, und obgleich es mehr als wahrscheinlich war, daß diese nun schon so weit gediehene Streitigkeit doch einmal durchs Schwert beendet werden mußte, so wollte er doch keinen Schritt über die Grenzen der Selbstverteidigung thun, um an dem Blute, welches der nun unvermeidlich gewordene Bürgerkrieg fordern würde, für sein Teil unschuldig zu sein.

Mit diesem Entschlusse kehrte er nach Kuzko zurück, um dort zu erwarten, wozu der Statthalter Pizarro sich entschließen würde.

Vierzehntes Kapitel.

Pizarro und Almagro stehen sich feindlich gegenüber; die Unterhandlungen kommen zu keinem Abschluß, weil Pizarro schändlich handelt. In der Nähe von Kuzko kämpfen Spanier gegen Spanier im Bürgerkriege. Pizarros Truppen siegen, Almagro wird gefangen genommen.

Von dem, was sich in und um Kuzko zugetragen hatte, war dem Pizarro noch nichts zu Ohren gekommen. Endlich erhielt er Nachrichten von den dortigen Vorgängen, Nachrichten, welche aus so viel Donnerschlägen wie Worten bestanden. Der Tod seines Bruders Juan, die Zurückkunft des Almagro, die Gefangennahme seiner beiden übrigen Brüder, der Verlust der Hauptstadt, die Niederlage und Gefangennahme seines treuen Freundes Alvarado — alle diese traurigen Begebenheiten, deren jede allein schon im stande gewesen wäre einen Mann von minderer Standhaftigkeit zu erschüttern, wurden ihm jetzt auf einmal gemeldet.

Doch Pizarros Mut war diesem vielfachen Ungewitter gewachsen. Er kannte Almagros treuherzige Ehrlichkeit und seine eigene unerschöpfliche Verschlagenheit und baute auf beide die zuversichtliche Hoffnung auf eine baldige Verbesserung seines Glückszustandes. Da er eine neue ansehnliche Verstärkung aus Panama erwartete, so lag ihm alles daran, Zeit zu gewinnen und seinen Nebenbuhler so lange in Unthätigkeit zu erhalten, bis er ihm wieder gewachsen oder wohl gar überlegen sein würde. Es kostete den gewissenlosen Mann nicht viel, jede Maske der Verstellung anzulegen, und Almagros Leichtgläubigkeit kam ihm auf halbem Wege schon entgegen. Er stellte sich also, als wenn er wünschte, die ganze Streitigkeit durch einen gütlichen Vergleich zu endigen, und man war sogleich bereit,

Unterhandlungen mit ihm anzufangen. Diese wußte er nun dergestalt in die Länge zu ziehen, daß seine Absicht, Zeit zu gewinnen, vollkommen erreicht wurde. Bald gab er zu verstehen, daß er geneigt sei, auf Almagros Forderungen einzugehen, bald ging er wieder zu neuen Ausflüchten über, welche sein ehrlicher Gegner nicht vorausgesehen hatte. So verstrichen, wie er es wünschte, viele Monate, ohne daß von Almagros Seite etwas unternommen wurde.

Pizarro zog unterdes die ansehnlichsten Verstärkungen an Mannschaft und Kriegsbedürfnissen an sich und machte sich schon bereit, die Maske abzulegen und wieder aus einem höhern Tone zu reden, als das Glück ihm hierbei auf eine ganz unerwartete Weise zu Hilfe kam. Sein Bruder Gonzalo nämlich und Alvarado fanden Mittel, nicht nur aus ihrer Gefangenschaft zu entwischen, sondern auch noch sechzig Reiter durch Bestechungen zu vermögen, mit ihnen zu entfliehen. Pizarros Freude über diesen unverhofften Glücksfall war ebenso groß wie Almagros Mißvergnügen über den Verlust zweier Männer, an deren Befreiung seinem Nebenbuhler so viel gelegen war.

Indes war doch noch immer einer von Pizarros Brüdern, Ferdinand, in der Gefangenschaft geblieben. Auch dieser mußte erst auf freien Füßen sein, bevor Pizarro es wagen durfte, seine wahre Gesinnung merken zu lassen. Wie sollte er es anfangen, um auch diesen zu befreien, der seit der Entwischung des Gonzalo und Alvarado mit doppelter Vorsicht bewacht wurde? Er wußte Rat. Da er auf die Würde und das Glück eines offenen, geraden und redlichen Charakters einmal Verzicht gethan hatte, so kostete es ihn nicht viel Ueberwindung, sich zu einer neuen Treulosigkeit zu entschließen, um auch diese seine Absicht zu erreichen. Er fuhr nämlich fort die größte und aufrichtigste Neigung zu einer Aussöhnung zu äußern und schlug vor, die Entscheidung des unglücklichen Zwistes, der unter ihnen entstanden sei, auf den Ausspruch des Kaisers ankommen zu lassen. Da nun Almagro hiermit vollkommen zufrieden war, so ging der listige Unterhändler einen Schritt weiter und verlangte von dem treuherzigen Manne, daß er seinen

gefangenen Bruder losgeben möchte, damit dieser als ihr beiderseitiger Bevollmächtigter nach Spanien reise, um dem Kaiser die streitige Sache mündlich vorzutragen. Die List gelang, Ferdinand wurde losgegeben, und der gewissenlose Heuchler warf die Larve ab. Zu Almagros Erstaunen erklärte er nunmehr laut, die Sache müsse nicht durch Worte, sondern durchs Schwert entschieden werden.

Sein Heer war unterdes zu einer furchtbaren Stärke angewachsen und zeichnete sich besonders durch zwei ganze Kompanieen von Flintenschützen aus, eine bis dahin noch ungewöhnliche Erscheinung in Amerika, weil die Feuerwaffen damals noch so selten waren, daß man keine ganze Korps mit ihnen versehen konnte. Da er sah, wie sehr seine Brüder von Haß gegen Almagro und von Begierde brannten, die Schmach ihrer Gefangenschaft in dem Blute ihrer Feinde auszuwaschen, so übergab er ihnen das Kommando über den größten Teil seines Heeres und ließ sie damit abmarschieren und das blutige Schauspiel des nunmehr beschlossenen Bürgerkrieges eröffnen.

Ihr Weg ging über einen Arm der Anden. Almagro hätte, wenn er sich ihnen hier in den engen Pässen und auf den rauhen unwegsamen Gebirgen entgegengestellt hätte, die ganze Macht, welche aus 700 Köpfen bestand, mit einer Handvoll Leute vertilgen können, besonders da viele Soldaten der Pizarros noch nicht an das Klima gewöhnt waren, welches denen, die sich an dasselbe nicht gewöhnt haben, starkes Unwohlsein, der Seekrankheit ähnlich, erzeugt.

Wie leicht wäre es daher dem Almagro gewesen das Heer Pizarros aufzureiben, wenn er den Truppen bis zwischen die Gebirge entgegengegangen wäre und sie zu einer Zeit überfallen hätte, als sie von diesem Unwohlsein, von der sogenannten Seekrankheit, ergriffen waren! Allein das that er nicht. Aus einer doppelten Ursache hielt er es für besser, den Feind in den Ebenen von Kuzko zu erwarten. Die eine war, daß er auf alle Weise zu vermeiden wünschte, für den Anfänger des nun zu führenden Bürgerkrieges gehalten zu werden, und die andre, damit es seiner Reiterei, in der er dem Feinde überlegen war, nicht an Raum gebrechen möchte. Er begnügte sich also seine Stadt, so gut

er konnte, zu befestigen und seinem Heere im offenen Felde diejenige Stellung anzuweisen, welche ihm die vorteilhafteste schien.

Unglücklicherweise fühlte er sich selbst außer stande, sich an die Spitze desselben zu stellen. Sein hohes Alter und die vielen bis dahin ausgestandenen Beschwerlichkeiten hatten ihn so geschwächt, daß er sich nicht mehr auf den Füßen zu halten vermochte. Er sah sich also genötigt, die Anführung seiner Truppen dem Orgognez anzuvertrauen, einem Manne, dem es zwar nicht an Mut und an treuer Ergebenheit gegen seinen Feldherrn fehlte, der aber doch bei weitem nicht die Gewalt über die Gemüter der Soldaten hatte, die der alte, von allen geliebte und geehrte Almagro selbst über dieselben ausübte.

Der Tag der Entscheidung rückte jetzt heran. Die Pizarros hatten die Gebirge glücklich überschritten und rückten in die Gefilde von Kuzko. Beide Heere standen einander im Gesicht, und man bereitete sich zur Schlacht. Auf beiden Seiten wehte die kaiserliche Fahne, und das schreckliche Schauspiel, welches nun eröffnet werden sollte, hatte eine- unglaubliche Menge der Eingebornen herbeigelockt, welche auf den Anhöhen standen und denen die blinde Wut ihrer Tyrannen, mit der sie sich untereinander zerfleischen wollten, ein entzückender Anblick war. Der alte, kranke Almagro ließ sich gleichfalls aus der Stadt auf eine Anhöhe tragen, von der herab er das Schlachtfeld übersehen konnte, um von dem glücklichen oder unglücklichen Ausgange des Treffens ein froher oder betrübter Augenzeuge zu sein.

Glänzend, wie gewöhnlich in diesem schönen Himmelsstriche, ging die Sonne am 26. April 1538, einem Sonnabend, auf; aber lange, ehe ihre Strahlen die Ebenen beschienen, hatten schon Ferdinand Pizarros Trompeten die Leute zu den Waffen gerufen; seine Streitmacht belief sich auf ungefähr 700 Mann. Nachdem Messe gelesen worden war, hielt Ferdinand eine kurze Anrede an seine Soldaten, in der er die persönlichen Beleidigungen berührte, die er und seine Familie von Almagro erfahren hatten, die alten Krieger an den Verlust Kuzkos erinnerte und Schamröte auf ihre Wangen rief. Die Leute jauchzten seinem Aufrufe entgegen.

Dann nahm das Blutbad seinen Anfang. Der Kampf war ein verzweifelter, denn es war kein Kampf zwischen weißen Männern und schutzlosen Indianern, sondern zwischen Spaniern und Spaniern; beide Teile feuerten ihre Gefährten durch ihren Schlachtruf an: „El Rey y Almagro!“ oder „El Rey y Pizarro!“

Man focht auf beiden Seiten mit einem Mute, der die höchste Bewunderung erregen würde, wenn man vergessen könnte, daß Ehrgeiz und Rachsucht die unseligen Triebfedern waren. Indes hatten die ersten Glieder des Orgognez gleich anfangs so sehr gelitten, daß ihre Hitze merklich nachließ und daß sie bald darauf anfingen, den Befehlen ihres Feldherrn in den verschiedenen Bewegungen, die sie machen sollten, keinen Gehorsam mehr zu leisten. Von diesem Augenblick an hielt dieser sich für verloren und beschloß sein und seines Herrn Unglück nicht zu überleben. Im tiefsten Schmerz der Verzweiflung rief er aus, indem er sich vor sein zweites Treffen stellte: „Bei Gott dem Allmächtigen! Ich werde meine Schuldigkeit thun und den Tod suchen; es folge mir, wer da will!“ Mit diesen Worten rückte er hitzig gegen denjenigen Haufen an, welchen Gonzalo Pizarro und Alvarado anführten; die Parteien wurden handgemein und das Gefecht ausnehmend blutig.

Orgognez selbst erhielt eine Wunde am Kopfe, indem ihm der Helm durch eine Kugel zerschmettert wurde, allein er hörte darum nicht auf zu fechten. Er durchbohrte vielmehr von Blut triefend noch zwei feindliche Soldaten mit eigener Hand, und als er einen Bedienten des Ferdinand Pizarro erblickte, welcher prächtiger als alle übrigen gekleidet war, so hielt er ihn für den Herrn desselben, sprengte wütend auf ihn los und rannte ihm mit der Lanze in den Mund. Allein nunmehr wurde er von so vielen Feinden umringt, daß die tapferste Gegenwehr ihn nicht mehr retten konnte. Zwei Reiter ergriffen und entwaffneten ihn. Diese, welche noch nicht aller Menschlichkeit entsagt hatten, begnügten sich, ihn zu ihrem Gefangenen gemacht zu haben; aber indem sie ihn fortführten, sprengte ein dritter auf sie zu, der, weil er ehemals persönlich von Orgognez beleidigt zu sein glaubte, Unmensch genug war, dem wehrlosen

Manne mit einem einzigen gewaltigen Hiebe den Kopf abzuschlagen.

Aehnliche Unmenschlichkeiten wurden an andern verübt, obgleich Ferdinand Pizarro und seine Hauptleute, sobald das Glück der Schlacht für sie entschieden war, alle mögliche Mühe anwandten, dem Blutvergießen ein Ende zu machen. Ein Offizier von Pizarros Partei hatte das Glück gehabt, einen seiner Freunde dem Schwerte zu entreißen und ließ ihn, um ihn vor ferneren Gewaltthätigkeiten zu schützen, hinter sich auf seinem Pferde sitzen. Allein auch dieser Zufluchtsort gewährte dem Unglücklichen keine Sicherheit. Ein vorbeijagender Wüterich durchbohrte ihn mit der Lanze so, daß er tot zur Erde stürzte.

Almagro, der unglückliche Greis, der von der Anhöhe herab diese schreckliche Niederlage seines Heeres unter unbeschreiblichen Gemütsbewegungen ansehen mußte, konnte zur Abwendung dieses Unglücks infolge seiner großen Schwachheit nichts thun. Kummer, Zorn und Wut erfüllten wechselweise sein altes kriegerisches Herz, welches vor Unmut über sein eigenes Unvermögen und über das fruchtlose Bestreben der Seinigen zerspringen wollte. Als er endlich sehen mußte, daß alle davonliefen, wollte auch er sich durch die Flucht zu retten suchen, aber zu spät. Er wurde eingeholt und fiel lebendig in die Hände seiner Feinde.

Fünfzehntes Kapitel.

Almagro wird auf dem Marktplatze von Kuzko enthauptet. Die Anhänger Almagros müssen fliehen oder leben in der dürftigsten Lage. Unternehmung des Gonzalo Pizarro nach dem Amazonenstrome.

Die Stadt Kuzko ergab sich ohne Widerstand den Siegern; Almagro wurde in Fesseln gelegt, und man bewachte ihn als einen Staatsgefangenen mit der größten Vorsicht. Was man eigentlich über ihn beschlossen habe, blieb verschiedene Monate lang ein Geheimnis. Unterdes

hatten sich die Pizarros bemüht, alle diejenigen, die sie als treue Anhänger desselben kannten, von Kuzko zu entfernen, indem sie einige der thätigsten Anführer zu überreden wußten, einen Zug in diejenigen entfernten Gegenden des Landes vorzunehmen, welche der spanischen Herrschaft bis dahin noch nicht unterworfen waren. Alle unternehmenden Köpfe von Almagros Partei ergriffen diese Gelegenheit aus einer ihnen lästigen Unthätigkeit hervorzugehen und einen Ort zu verlassen, wo ihr Feldherr in Fesseln lag und wo sie zur Befreiung desselben keine Möglichkeit zu sehen glaubten. So wurde Kuzko von allen denjenigen geräumt, deren Gegenwart die Pizarros bisher genötigt hatte, ihre blutgierige Absicht noch geheim zu halten.

Als jene beseitigt waren, hatten diese freie Hände. Sogleich schritten sie zur Ausführung ihres schwarzen Vorhabens und verordneten, um ihrer Grausamkeit einen Anstrich von Gerechtigkeit zu geben, ein Blutgericht, welches dem unglücklichen Greise sein Urteil sprechen sollte. Man beschuldigte ihn des Hochverrats oder, was dasselbe sagen will, eines Verbrechens wider die gesetzgebende Macht des Landes. Man sagte, er habe sich der kaiserlichen Verordnung widersetzt und einen Eingriff in die Rechte des Statthalters gethan, während doch der eigentliche Wille des Kaisers noch nicht bekannt und die eigentlichen Grenzen der Statthalterschaft des Pizarro noch nicht bestimmt waren. Vergebens beteuerte Almagro, daß er nie die Absicht gehabt habe, der Herrschaft seines ehemaligen Bundesgenossen Abbruch zu thun, und daß er sich der Stadt Kuzko nur deswegen bemächtigt habe, weil sie ihm innerhalb derjenigen Grenzen zu liegen schiene, welche seiner eigenen Statthalterschaft in dem ihm ausgefertigten Patente vorgeschrieben worden wären. Man achtete seiner Verantwortung nicht, sondern verurteilte ihn zum Tode.

Almagro hatte bei tausend Gelegenheiten sich als einen Mann von außerordentlicher Herzhaftigkeit gezeigt, der gar nicht zu wissen schien, was das heiße, sich vor dem Tode fürchten; dennoch erfüllte ihn jetzt die Nachricht von dem über ihn ausgesprochenen Todesurteil mit dem größten Entsetzen. Der Gedanke, als ein Missethäter eines schimpf-

lichen Todes unter Henkers Händen sterben zu sollen, machte ihn schaudern und beugte seinen sonst so festen Geist zu einer solchen Kleinmütigkeit herab, daß er seine Zuflucht zu den flehentlichsten Bitten nahm, um das harte Herz seiner grausamen Ueberwinder zum Mitleid zu bewegen. Er erinnerte sie an die heiligen Bande der Freundschaft, welche ihr Bruder mit ihm beschworen hatte, und an die Menschenliebe, mit welcher sie selbst als seine Gefangene von ihm behandelt worden waren. Er beschwur sie mit Thränen, sich seines Alters und seiner Schwachheiten zu erbarmen und ihm zu vergönnen, den kleinen Rest seines Lebens der Reue über seine Missethaten und der Vorbereitung auf ein andres Leben zu widmen. Viele harte Krieger konnten bei diesen rührenden Bitten eines so ehrwürdigen Greises sich der Thränen nicht enthalten, aber die eisernen Herzen der Pizarros blieben unerweicht. Sie erlaubten sich sogar seiner Schwachheit zu spotten, indem sie ihm vorstellten, es gezieme sich für keine große Seele, um ihr Leben zu betteln; er müsse seinen Mut zusammennehmen, um dem nun einmal unvermeidlichen Tode mit der Standhaftigkeit eines Christen und eines braven Edelmanns entgegenzugehen.

Noch einige Male erniedrigte sich der gebeugte Almagro zu ähnlichen Versuchen, das Mitleid seiner Mörder rege zu machen. Da er aber endlich sah, daß alles vergeblich, daß das ungerechte Urteil unwiderruflich sei, so trat er auf einmal in seine ganze vorige Standhaftigkeit zurück und sprach mit edler Entschlossenheit: „So befreie man mich denn von diesem Leben, und der Grausame sättige sich an meinem Blute!" Er machte hierauf bei großer Gemütsruhe sein Testament, in welchem er den Kaiser und seinen einzigen Sohn zu seinen Erben ernannte. Hierauf wurde er im fünfundsiebzigsten Jahre seines Alters erst im Gefängnisse erdrosselt und dann auf dem Marktplatze zu Kuzko öffentlich enthauptet.

Unter allen, welche das Schicksal des Almagro schmerzte, war keiner, der die Sache mehr zu Herzen nahm, als ein gewisser Diego von Alvarado, ein würdiger Offizier, der durch sein Zureden viel dazu beigetragen hatte, daß Ferdinand Pizarro aus seiner Gefangenschaft entlassen wurde.

Dieser Diego von Alvarado empfand über das grausame Schicksal seines Freundes einen desto lebhafteren Schmerz, weil er sich den Vorwurf machen mußte, durch seinen zwar gutgemeinten, aber unglücklich ausgeschlagenen Rat etwas zu dem Unglücke beigetragen zu haben. Er beschloß daher alles zu wagen, um an den Mördern seines Freundes Rache auszuüben.

In dieser Absicht ergriff er die nächste Gelegenheit nach Spanien zu reisen. Sobald er daselbst angekommen war, begab er sich an den Hof und machte dem Kaiser eine so genaue Schilderung von der Falschheit, dem unbändigen Ehrgeize und der Unmenschlichkeit der Pizarros, daß man davor erschrecken mußte. Doch dabei ließ er es nicht bewenden; er bat sich vielmehr die Erlaubnis aus, seine gerechten Beschuldigungen nach damaliger Gewohnheit durchs Schwert beweisen und den Franz Pizarro, als dem eigentlichen Urheber alles vorgefallenen Unheils zu einem öffentlichen Zweikampf herausfordern zu dürfen. Der Kaiser wußte nicht sogleich, wozu er sich entschließen sollte; und noch ehe er eine entscheidende Antwort gegeben hatte, starb der biedere Alvarado und zwar so plötzlich, daß einige auf den Argwohn gerieten, er sei von Pizarros Freunden durch Gift aus dem Wege geschafft worden.

Seine Anklage hatte indes auf das Gemüt des Kaisers und seiner Minister einen tiefen Eindruck gemacht; aber man wußte nicht, wozu man greifen sollte, weil die Macht der Pizarros in dem von ihnen eroberten Lande schon so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, daß es äußerst bedenklich zu sein schien, etwas Gewaltthätiges gegen sie vorzunehmen. Indem sie sich nun darüber beratschlagten, geriet Ferdinand Pizarro selbst auf den Einfall, nach Spanien zu reisen, um dem Hofe von seinem und seiner Brüder Betragen Rechenschaft abzulegen. Seine Freunde rieten ihm zwar, das nicht zu thun, oder wenigstens es so lange aufzuschieben, bis man hörte, wie der Hof Almagros Hinrichtung aufgenommen habe. Ob ihn aber Tollkühnheit oder Herzhaftigkeit oder gar Vertrauen auf die Güte seiner Sache führten, er konnte durch nichts zurückgehalten werden.

Er reiste also ab, und als er von seinem Bruder Franz

Abschied nahm, riet er ihm, vor Almagros Anhängern auf seiner Hut zu sein und nicht zuzugeben, daß ihrer mehr als sieben oder acht an einem Orte versammelt seien, weil sie sonst leicht einen Anschlag wider sein Leben schmieden würden. Aber es war, als hätte die Vorsehung beide mit Blindheit geschlagen, so daß jeder von ihnen nur die Gefahr des andern, keiner aber seine eigene sehen konnte. Der eine stand nur für den andern in Furcht, sich selbst glaubten beide sicher.

So schiffte sich Ferdinand im Sommer 1539 in Lima nach Spanien ein. Er erschien mit königlicher Pracht am Hofe und bemühte sich, Alvarados Anklage zu vernichten und sein und seiner Brüder Betragen durch die Behauptung zu rechtfertigen, daß Almagro der Anfänger des Streites gewesen sei und deswegen als ein Empörer behandelt werden müsse. Obgleich nun der Hof die Sache noch nicht ganz durchschauen konnte, um zu beurteilen, auf wessen Seite die größte Schuld gewesen sei, so sah er doch schon so viel mit völliger Gewißheit ein, daß die Pizarros in jedem Fall viel zu eigenmächtig und tyrannisch verfahren waren. Man beschloß daher, Ferdinand Pizarro vorläufig fest zu halten. Man warf ihn in ein Gefängnis, in welchem er über zwanzig Jahre blieb. Als bejahrter Mann kam er im Jahre 1560 aus dem Kerker, von Krankheit gebeugt und gebrochenen Mutes, mehr ein Gegenstand des Mitleids als der Entrüstung.

Doch ertrug Ferdinand diese lange Gefangenschaft mit einem Gleichmut, der, wenn er auf Grundsätzen beruht hätte, uns Achtung gebieten würde. Er sah seine Brüder und Verwandte, alle, auf die er sich hätte stützen können, nach und nach aus dem Wege geräumt, sein Vermögen zum Teil mit Beschlag belegt, seinen Ruf befleckt, seine Laufbahn unzeitig geschlossen, sich selbst als einen Verbannten mitten in seinem Vaterlande; und doch trug er dies alles mit der Standhaftigkeit eines mutigen Geistes. Obgleich er bei seiner Befreiung schon sehr alt war, lebte er nachher doch noch mehrere Jahre und erreichte das hohe Alter von hundert Jahren. Er hatte eine für die damalige Zeit gute Erziehung genossen, begriff leicht, war befähigt und von großer

Entschiedenheit im Handeln; er war zwar mutig, aber doch vorsichtig, und seine Ratschläge waren verständig und behutsam; aber sein Ehrgeiz und seine Habsucht waren unersättlich, er war anmaßend und hatte ein rachsüchtiges Gemüt, das ihn ins Verderben stürzte, denn die Stunde seiner Rache dem Almagro gegenüber wurde die seines Verderbens.

Franz Pizarro besorgte für sich selbst nichts, und der spanische Hof fand es mit Recht mißlich ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Gleichwohl wünschte man von dem Zustande der Sachen in Peru vollständig unterrichtet zu sein und zugleich eine ordentliche gesetzmäßige Einrichtung daselbst zu treffen. Man beschloß also einen Kommissarius dahin zu senden, der die bisherigen Vorfälle sorgfältig untersuchen und alsdann im Namen des Kaisers festsetzen sollte, wie dieses große Reich künftig zu verwalten sei.

Ein so wichtiger Auftrag erforderte einen Mann von ebenso großer Klugheit als Rechtschaffenheit, und man war so glücklich, ihn in der Person des Vaka de Kastro zu finden, welcher ungemeine Fähigkeiten mit einem hohen Grade von Rechtschaffenheit und Standhaftigkeit verband.

Pizarro schaltete inzwischen in Peru, nachdem sein Nebenbuhler aus dem Wege geräumt war, als ein Beherrscher von unbeschränkter Gewalt und teilte Ländereien und Würden nach Willkür aus. Er zeigte hierbei weder Klugheit noch Billigkeit. Die angenehmsten, fruchtbarsten und volkreichsten Gegenden des Landes eignete er sich selbst, seinen Brüdern und seinen Günstlingen zu; mit den schlechteren mußten andre zufrieden sein, die ihrer vorzüglichen Verdienste wegen auf eine ausgezeichnete Belohnung Anspruch machen konnten. Die würdigsten und tapfersten Männer von Almagros Partei wurden ganz übergangen und sahen sich nach und nach in die größte Armut versunken. Die Geschichte hat hierüber eine Anekdote aufbewahrt, welche erzählt zu werden verdient. Zwölf Edelleute, die unter Almagro gedient und ansehnliche Offizierstellen bekleidet hatten, lebten in einem Hause zusammen und zwar in so großer Dürftigkeit, daß alle nur einen einzigen gemeinschaftlichen Rock hatten, den jedesmal derjenige von ihnen trug, welcher auszugehen hatte. Unterdes

mußten die übrigen elf aus Mangel an Bekleidung zu Hause bleiben.

Der Statthalter war so verblendet oder so tollkühn, daß er die Gefahr, der er sich dadurch aussetzte, daß er ungerecht und parteiisch handelte und Männer von bedeutendem Verdienste in Armut leben ließ, entweder nicht bemerkte oder nicht achtete. Er fuhr vielmehr fort seine Günstlinge zu erheben und das Murren derer, die dabei hintangesetzt wurden, zu verachten. Unter diesen befand sich auch Benalkazar, der Eroberer von Quito, den er der Befehlshaberschaft über diese Provinz beraubte, um sie seinem Bruder Gonzalo zu verleihen. Demselben Gonzalo trug er die Ausführung einer wichtigen Unternehmung auf, welche ebensoviel Ehre als Nutzen zu versprechen schien.

Nach der allgemeinen Aussage der Peruaner nämlich sollte jenseits der Anden nach Osten hin ein an Zimt und andern Gewürzen sehr fruchtbares Land liegen. Es schien daher der Mühe wert zu sein, dasselbe aufzusuchen. Gonzalo erhielt den Auftrag, in das Gewürzland zu marschieren und dasselbe zu erobern. Dieser stellte sich also an die Spitze eines Heeres, welches aus dreihundert und vierzig europäischen Soldaten, größtenteils Reitern, und viertausend Peruanern bestand, und setzte sich in Marsch.

Gonzalo brach von Quito auf und richtete sich anfangs gegen Südosten, indem er den Lauf des Napostroms verfolgte. Dieser Strom ergießt sich in den großen Marannon oder Amazonenstrom, einen der längsten oder ansehnlichsten in der Welt, der fast ganz Südamerika von Osten nach Westen durchströmt und seine mächtigen Fluten in den Atlantischen Ozean wälzt.

Die erste Schwierigkeit, welche sich dem Gonzalo entgegenstellte, waren die hohen Schneegebirge der Kordilleras de los Andes. Aber noch ehe er dieselben erreichte, schien die ganze Natur sich seiner Unternehmung widersetzen zu wollen, da unter den entsetzlichsten Donnerschlägen und Regengüssen ein so schreckliches Erdbeben entstand, daß der ganze Erdball in Zuckungen zu verfallen schien. Die Erde zerriß an verschiedenen Orten und verschluckte Häuser und Bäume. Ein am spanischen Lager vorbeilaufender Fluß trat schnell

aus seinem Bette und überschwemmte die ganze Ebene mit solcher Geschwindigkeit, daß die Spanier nur so viel Zeit behielten sich auf die nahen Gebirge zu flüchten. Daselbst wartete ihrer noch eine andre Not, welche nicht minder fürchterlich war. Sie glaubten nämlich auf einmal in die Eisländer der kalten Erdgürtel jenseits der Polarkreise versetzt zu sein.

Eine große Anzahl der mitgenommenen Peruaner kam hier nebst einigen Spaniern vor Kälte um. Die übrigen hatten ihre Erhaltung nur einer stärkern Leibesbeschaffenheit und einer unaufhörlichen Bewegung zu verdanken. Man erreichte endlich die Ebenen diesseits der Anden, aber das Ende der Not war bei weitem noch nicht da. Es stellten sich hier neue Mühen ein, welche zwar von andrer Art, aber nicht minder beschwerlich waren. Diese weitläufigen Ebenen hatten teils gar keine, teils äußerst rohe und wilde Bewohner und waren dabei fast von allen Lebensmitteln entblößt. Bei jedem Schritte, den man that, mußte man entweder durch tiefe Moräste waten oder sich einen Weg durch dickes Gebüsch oder undurchdringliche Wälder hauen. Dazu kam ein ununterbrochener Regenguß, welcher zwei ganze Monate hindurch anhielt, in welcher Zeit unsre armen Abenteurer auch nicht ein einziges Mal ihre Kleider trocknen konnten.

Am Napo ließ Gonzalo eine Barke erbauen, um sich derselben sowohl zum Uebersetzen, wo es nötig sein würde, als auch zur bequemern Fortschaffung der jedesmaligen Reste von Lebensmitteln und des Gepäcks zu bedienen. Dieses Werk kostete den Spaniern nicht wenig Mühe, weil es ihnen an den meisten Schiffsbaumaterialien, besonders an Eisen gebrach. Sie sahen sich genötigt ihren Pferden die Hufeisen abzureißen, um Nägel und Klammern aus denselben zu schmieden, und anstatt des Pechs und Teers mußten sie verschiedene Arten von Harzen sammeln, welche aus einigen Bäumen quollen. Man kam indes mit dem Bau zu stande, und Gonzalez vertraute die Barke einem Offizier, mit Namen Orellana, an, welcher ihm der nächste im Kommando war. Er trug ihm auf in Begleitung von fünfzig Soldaten den Strom hinabzufahren, um Lebensmittel aufzusuchen, und

bestimmte eine gewisse Weite, in der er ihn und das Heer erwarten sollte. Orellana segelte also ab.

Aber kaum war er seinem Anführer aus dem Gesichte, als er den ehrgeizigen Anschlag faßte, sich von aller Abhängigkeit loszumachen und sich durch ein Wagestück hervorzuthun, das an Verwegenheit noch nie seinesgleichen gehabt hatte. Er beschloß nämlich seinen Anführer an dem bestimmten Orte nicht zu erwarten, sondern vielmehr den Lauf des Stromes in dem ihm anvertrauten elenden Fahrzeuge so lange zu verfolgen, bis er das Weltmeer erreichen würde. Das war ein ungeheures Unternehmen, vor dem er selbst sich entsetzt haben würde, wenn er gewußt hätte, daß dieser Strom, bevor er das Meer erreicht, eine Strecke von beinahe zweitausend Seemeilen durchläuft. Eine so weite Schiffahrt in einer so schlechtgebauten Barke ohne allen Vorrat an Lebensmitteln mitten durch unbebaute und von wilden barbarischen Völkern bewohnte Länder mit so geringer Mannschaft zu wagen, war ein Unternehmen, zu dem die ganze Verwegenheit eines tollkühnen Wagehalses erfordert wurde.

Orellana entdeckte seinen Vorsatz erst, als er denjenigen Ort erreicht hatte, wo er bis zur Ankunft des Heeres warten sollte. Es war bei der Mündung des Napostroms, wo er sich ins Bett des großen Marannon oder Amazonenflusses ergießt. Hier eröffnete der Treulose seine Absicht, und es gelang ihm, seinen Gefährten die Kühnheit einzuflößen, die ihn selbst beseelte. Alle, nur einer nicht, waren bereit ihn zu begleiten. Dieser eine hatte das Herz, sich dem treulosen Anschlage des Orellana zu widersetzen. Er wurde ein Opfer seiner eigenen Treue; Orellana ließ ihn mitten in einer wüsten Gegend aussetzen und verfolgte darauf seinen Vorsatz.

Die Gefahren und Beschwerden, denen er während dieser langen Reise stündlich ausgesetzt war, sind unbeschreiblich. Bald kam er durch wüste, unfruchtbare Gegenden, welche ihm und seinen ausgehungerten Gefährten nicht die mindeste Erquickung gewährten, bald mußte er mit kriegerischen Wilden auf dem Lande kämpfen, um sich einige Nahrungsmittel durch Gewalt zu verschaffen, bald sah er sich von unzähligen Kähnen auf dem Strome angefallen, während er selbst sich mit seinen fünfzig Leuten in dem engen Raum

der Barke kaum zu rühren vermochte. Dennoch fuhr er unaufhaltsam fort den Strom hinabzuschiffen, und nachdem er sieben Monate lang mit Not und Gefahren fast unaufhörlich gekämpft hatte, erreichte er endlich die Mündung des Stromes, aber bei weitem noch nicht das Ende seiner mühseligen und gefahrvollen Unternehmung; denn nun mußte er sich in seinem elenden Fahrzeuge sogar dem Weltmeer übergeben, um nach einer Insel zu gelangen, auf welcher eine spanische Niederlassung war. Es glückte ihm endlich, nachdem er abermals viele Meilen zurückgelegt hatte, die spanische Insel Kubagua zu erreichen, welche unfern der Küste von Terra firma liegt.

Von da begab er sich nach Spanien, wo er durch die Erzählung seiner unerhörten Abenteuer eine allgemeine Verwunderung erregte. Er begnügte sich aber nicht damit, bloß dasjenige zu erzählen, was er wirklich gesehen und erfahren hatte, sondern er schmückte auch seine Geschichte, um das Wunderbare derselben zu vergrößern, noch mit einigen Märchen aus, welche man lange Zeit geglaubt hat, bis endlich die Unwahrheit derselben erst in unsern Tagen allgemein erkannt worden ist.

So erzählte er, daß er durch Länder gekommen sei, in denen Gold und Edelsteine ebenso häufig gefunden wurden, als in Spanien die Feldsteine, und wiederum durch andre, welche nur kriegerische und mächtige Weiber zu Einwohnern hätten. Daher kam es denn, daß man das große Land, welches der Marannon durchströmt, das Amazonenland, den Strom selbst den Amazonenfluß nannte. Einen Teil dieses Landes hielt man für das goldreiche Schlaraffenland und gab ihm den Namen El Dorado.

Sechzehntes Kapitel.

Verschwörung der Anhänger Almagros gegen Pizarro. Pizarros Ermordung; sein Charakter.

Gonzalo Pizarro hoffte, den Orellana mit den ihn begleitenden fünfzig Mann bei dem Zusammenflusse des Napo und des Marannon zu finden. Auch hoffte er ebendaselbst

einen Vorrat von Lebensmitteln anzutreffen, zu deren Einsammlung er diese Abteilung in der Barke vorausgesandt hatte; aber wie groß war seine Verwunderung, als er weder Barke, noch Lebensmittel, noch die Soldaten selbst fand! Noch hoffte er indes, daß irgend ein Zufall den Orellana bewogen habe, etwas weiter hinabzufahren, und er beschloß daher seinen Marsch längs des Ufers des Stroms gleichfalls fortzusetzen, bis er nach dem Orte käme, wo, wie er hoffte, Orellana seiner wartete. Aber wie groß war sein Erstaunen, als man unvermutet dem von diesem Treulosen ausgesetzten Spanier begegnete und von diesem die ganze Verräterei erfuhr! Nun thaten alle mit Schrecken die Augen über ihren hilflosen Zustand auf. Entkräftet von Hunger und Ungemach befanden sie sich in einer öden, unfruchtbaren Gegend, welche nichts hervorbrachte, was ihnen zur Erquickung dienen konnte; ihre Zahl war durch häufiges Sterben und durch die Entweichung des Orellana gar sehr vermindert, ihr Gepäck mit der Barke, in der man es vorausgesandt hatte, ihnen entwendet worden. In dieser verzweifelten Lage verlangten alle mit einem Munde unverzüglich zurückgeführt zu werden, und Pizarro sah sich genötigt ihnen zu willfahren.

Man hatte sich nun schon über zweihundert deutsche Meilen weit von Quito entfernt, und es war mehr als wahrscheinlich, daß die wenigsten unter ihnen im stande sein würden, alle die Beschwerlichkeiten, die sie auf diesem langen Marsche ausgestanden hatten, noch einmal zu ertragen. Nichtsdestoweniger mußte man sich zur Rückkehr entschließen. Man trat also unverzüglich den Rückmarsch an, und die Hoffnung, einen minder beschwerlichen Weg zu finden, bewog die Truppen sich in Gegenden zu wagen, durch welche sie nicht gekommen waren, ohne einen andern Wegweiser zu haben als die Sonne. Allein wie sehr schlug ihnen diese Hoffnung fehl! Dieser neue Weg war noch mühseliger als der erste, und die Länder, durch die er führte, boten ihnen zum Unterhalt und zur Erquickung noch viel weniger dar. Sie sahen sich also genötigt, nach und nach alle ihre Pferde und Hunde abzuschlachten und, als diese verzehrt waren, zu noch unnatürlicheren Nahrungsmitteln ihre Zuflucht zu

nehmen. Sie kauten Blätter, verschlangen mit großer Gier das ekelhafte Ungeziefer und zernagten endlich sogar das Leder an ihren Sätteln und Degengehenken. Zur Vergrößerung dieser Not gingen ihnen alle ihre Kleidungsstücke aus, da sie teils durch Regen verfault, teils von den Gesträuchen, durch welche man sich ohne Unterlaß durcharbeiten mußte, gänzlich zerrissen waren. Zweihundert Spanier und viertausend Peruaner unterlagen diesem Elende. Entkräftet von Hunger und Ungemach und ganz zerfleischt von Dornen und Insektenstichen lehnten sie sich an Bäume, winselten nach Speise und fielen tot zur Erde nieder.

Die übrigen, welche gleichfalls so abgezehrt waren, daß sie einem mit Haut überzogenen Gerippe glichen, setzten ihren Marsch bis auf fünfzig Meilen von Quito fort. Aber nun waren auch ihre Kräfte gänzlich erschöpft, und die Mannschaften würden sämtlich umgekommen sein, wenn man ihnen nicht von Quito aus Lebensmittel entgegengeschickt hätte. Beim Anblick dieser ankommenden Hilfe gerieten sie in so große Entzückung, daß sie sich zur Erde warfen und den Boden küßten, und die Gier, mit der sie darauf über die Speisen herfielen, würde tödlich für sie geworden sein, wenn man sie nicht gezwungen hätte, sich einige Tage lang auf kleine Portionen einzuschränken. Man hatte ihnen auch einige Pferde und Kleidungsstücke zugeschickt, aber da diese nicht für alle zureichend waren, so that Gonzalo selbst großmütig Verzicht auf dieselben. Die ihn begleitenden Offiziere folgten seinem Beispiele und setzten, so nackt wie sie waren, ihre Reise nach Quito zu Fuß fort. Als sie endlich daselbst ankamen, hatten ihre vertrautesten Freunde Mühe, sie zu erkennen: so sehr hatte das ausgestandene Elend ihre ganze Gestalt verändert.

Jetzt eilte jedermann zur Ruhe, aber für Gonzalo war an keine Erholung zu denken. Er erhielt bei seinem Eintritt in Quito Nachrichten, welche seine Standhaftigkeit mehr erschütterten, als alles, was er bis dahin gelitten hatte.

Almagro hinterließ bei seiner Hinrichtung einen Sohn, den er zu seinem Nachfolger in der Statthalterschaft ernannte. Jugend und Unerfahrenheit machten den Jüngling unfähig, bei den schwierigen Umständen, in die er ver-

setzt war, als Führer aufzutreten, und er war deshalb wenig mehr als ein Spielball in den Händen andrer. Der vorzüglichste seiner Ratgeber war Juan de Herrada oder Rada, wie sein Name häufiger ausgesprochen wird, ein Ritter von ehrenwerter Familie, der als gemeiner Soldat in den Dienst getreten, nach und nach aber durch seine kriegerischen Fähigkeiten zu den höchsten Stellen im Heere gestiegen war. Unter der Führung dieses verdienstvollen Edelmannes hatte sich der junge Almagro sehr große Vollkommenheiten sowohl des Leibes als auch des Geistes erworben. Er war schön gewachsen, ungemein gewandt, in allen Leibesübungen geschickt und in vielen, damals eben nicht gewöhnlichen Kenntnissen gar sehr bewandert. Seines braven Vaters unerschrockener Geist ruhte auf ihm, und es war daher vorauszusehen, daß er auf der peruanischen Schaubühne einst eine große Rolle spielen würde.

Desto mehr glaubte Pizarro, den jungen emporstrebenden Geist desselben beizeiten unterdrücken zu müssen, weil er besorgte, daß er seiner Herrschaft einst gefährlich werden könnte. Er hielt ihn daher mit dem Ritter Rada eine Zeitlang gefangen, und als er ihm endlich die Freiheit wieder schenkte, so geschah es unter der Einschränkung, daß er zu Lima unter seinen eigenen Augen wohnen sollte. Dadurch glaubte er einer möglichen Empörung desselben hinlänglich vorgebeugt zu haben.

Allein er irrte sich. Das Haus des jungen Almagro wurde in kurzer Zeit der Ort für die Zusammenkunft aller ehemaligen Freunde und Anhänger seines Vaters, die damals sich in den armseligsten Umständen befanden und alle vor Begierde brannten, den Verlust ihrer Ehre und ihres Vermögens an dem Tyrannen zu rächen, der ihnen beides geraubt hatte. Diese machten den jungen Almagro zu ihrem Mittelpunkt, bei dem sie sich vereinigten, um auf Mittel zur Rache und zur Verbesserung ihres Zustandes zu sinnen. Der Schluß ihrer Beratschlagungen lief darauf hinaus, daß man das Joch der Unterdrückten, unter dem sie seufzten, herzhaft abwerfen und die Tyrannen selbst vertilgen müßte. Die Abwesenheit der beiden Brüder des Statthalters schien ihnen hierzu die beste Gelegenheit darzubieten.

Unterdes fingen die Freunde des Statthalters an, aus den häufigen Zusammenkünften dieser Leute Argwohn zu schöpfen. Sie teilten ihm ihre Besorgnisse mit und warnten ihn auf seiner Hut zu sein, aber er selbst war zu sehr gewohnt, die größten und sichtbarsten Gefahren gering zu schätzen, als daß er diese Warnung hätte zu Herzen nehmen können. „Seid um mein Leben unbesorgt," war seine Antwort. „Die Gewalt, die ich habe, andern den Kopf abschlagen zu lassen, setzt den meinigen in Sicherheit."

Eines Tages, als er in seinem Garten spazieren ging, ließ Rada sich bei ihm melden, dem die Verschworenen den Auftrag gegeben hatten, seine Gemütsverfassung zu beobachten und ihn noch sicherer zu machen. Er war eben beschäftigt, Zitronen abzubrechen, und als sein Feind sich ihm nahte, schenkte er ihm einige derselben, indem er zu ihm sagte, es seien die ersten, die in dieser neuen Stadt gewesen seien. Rada hatte die Miene eines Bekümmerten angenommen und gab vor gehört zu haben, daß Pizarro damit umgehe, den jungen Almagro und die unglücklichen Freunde desselben aus dem Wege zu räumen. Der Statthalter beteuerte, daß ihm der Gedanke an eine solche That nie in die Seele gekommen sei, trotzdem man ihn selbst gewarnt hätte, vor diesen Leuten auf seiner Hut zu sein, weil sie mit Anschlägen gegen sein eigenes Leben umgingen. Rada versicherte nun von seiner Seite, daß diese Nachricht eine Erfindung boshafter Menschen sei, und um diese Versicherung glaubwürdig zu machen, bat er den Statthalter, daß es ihm und dem jungen Almagro erlaubt sein möchte, sich von Lima zu entfernen. Pizarro genehmigte diese Bitte nicht, er entließ aber den Ritter mit der Versicherung, er werde ihm alles reichen lassen, was er brauche. Dieser küßte ihm darauf die Hand mit einem Scheine von dankbarer Rührung, welche ihn in der Meinung, daß er nichts von diesen Leuten zu besorgen habe, bestärken mußte.

Rada hatte seine Absicht erreicht; die Verschworenen wußten nunmehr, daß der Statthalter ohne Argwohn war, und das war ihnen genug. Der nächste Sonntag wurde zur Ausführung ihres blutigen Anschlages festgesetzt.

Schon brach der Sonnabend an, und kein Argwohn

war in Pizarros Seele erwacht. Aber jetzt ereignete sich ein Umstand, der, wenn er die tollkühne Sicherheit nicht aufs höchste trieb, ihm notwendig die Augen eröffnen und seinen Feinden den Untergang bereiten mußte. Einer der Mitverschworenen fühlte sich, als die Stunde der beschlossenen That herannahte, von einer Gewissensangst ergriffen, welche ihn zwang, die ganze Sache einem Geistlichen zu entdecken. Dieser eilte, den Statthalter selbst zu benachrichtigen. Pizarro hörte den Bericht mit einiger Bewegung an, aber einige Augenblicke darauf sank seine an Verachtung aller Gefahren gewöhnte Seele wieder in ihre vorige Sicherheit zurück. Er könne nicht glauben, war seine Antwort, daß das wahr sei, womit man ihn erschrecken wolle. Rada habe noch vor einigen Tagen in einem demütigen Tone geredet. Vermutlich rühre diese Erdichtung von einem Menschen her, der etwas bei ihm zu suchen habe und der sich durch die Entdeckung einer erdichteten Gefahr ein Verdienst bei ihm zu machen suche. Mit dieser Antwort wurde der Geistliche entlassen, und der sichere Pizarro legte sich zur Ruhe.

Die Stille der Nacht brachte ihn indes zum Nachdenken. Er fing an zu begreifen, daß die Gefahr, vor der man ihn gewarnt hatte, doch wohl einigen Grund haben könnte, und daß es also auch wohl ratsam sein dürfte, etwas Vorsicht zu gebrauchen. Seine Freunde hatten ihm längst geraten zur Sicherheit seiner Person eine Leibwache zu halten, aber da man Nachricht hatte, daß der aus Spanien abgesandte Bevollmächtigte nächstens eintreffen würde, so besorgte er, daß man die Ursache, aus der er sich bewachen ließe, verkennen und glauben möchte, daß es aus Furcht vor diesem Bevollmächtigten geschehe. Er schränkte daher seine ganze Vorsicht darauf ein, daß er den folgenden Tag zu Hause bleiben wollte.

Dies geschah. Statt, wie gewöhnlich, zur Kirche zu gehen, ließ er eine Messe auf seinem Zimmer lesen. Gegen Mittag fanden sich einige seiner vornehmsten Offiziere bei ihm ein, welche mit ihm zu speisen gewohnt waren. Dies war die Zeit, welche die Verschworenen zur Ermordung gewählt hatten, weil in den heißen Erdstrichen die Mittagsstunden der Ruhe und dem Schlafe gewidmet sind.

Plötzlich stürzte Rada an der Spitze von achtzehn Verbündeten, die vom Kopfe bis zu den Füßen geharnischt waren, aus dem Hause des jungen Almagro mit entblößten Schwertern hervor und sie schrieen, indem sie die Straße betraten: „Lange lebe der König! Es sterbe der Tyrann!“ Mit diesen Worten, welche das Losungszeichen für alle durch die Stadt zerstreuten Mitverschworenen waren, rannten sie nach dem Palaste des Statthalters. Dieser war eben von der Tafel aufgestanden und unterhielt noch ein Gespräch mit seinen Freunden, indes seine meisten Leute sich zur Ruhe begeben hatten. Es glückte daher den Verschworenen über den Hofplatz und in den Palast selbst zu kommen, ohne von jemandem bemerkt zu werden. Rada brauchte noch die Vorsicht einen seiner Gehilfen bei der Pforte zurückzulassen, welcher den Herbeieilenden zurufen mußte: „Der Tyrann ist tot!“ Durch diesen Ruf wurden alle Freunde des Statthalters, welche ihm zu Hilfe kommen wollten, zurückgeschreckt, weil sie dachten, daß sie mit ihrem Beistande zu spät gekommen seien.

Schon waren die Verschworenen bis zu der Treppe vorgedrungen, welche zu Pizarros Zimmer führte, ohne bemerkt zu werden. Jetzt erblickte sie einer der Edelknaben und stürzte ins Zimmer, um Lärm zu machen. Pizarro, welcher gewohnt war, den größten Gefahren einen unbeweglichen Mut entgegenzustellen, äußerte auch jetzt nicht die mindeste Furchtsamkeit. Er sprang auf und befahl mit unerschrockener Stimme einem seiner Offiziere, die Thür zu verriegeln, damit er sich nur erst bewaffnen könnte. Allein unglücklicherweise hatte dieser Offizier alle Gegenwart des Geistes verloren. Anstatt zu thun, was ihm befohlen war, lief er zum Zimmer hinaus bis an die Treppe, um die herzueilenden Verschworenen zu fragen, was doch der Lärm bedeute, und was man vorhabe. Statt der Antwort erhielt er einen Hieb, so daß er zu Boden stürzte, und die Verschworenen drangen in den Saal.

Pizarro hatte sich in ein Nebenzimmer begeben, um seine Rüstung anzulegen. Alkantara, zwei Freunde und ebensoviel erwachsene Edelknaben waren mit ihm gegangen, die übrigen alle sprangen, als sie die Verschworenen in den

Saal stürzen sahen, zu den Fenstern hinaus. Jetzt rannten die Verschworenen auf das Zimmer los, in dem Pizarro war, welcher nicht so viel Zeit gehabt hatte, seinen Harnisch zuzuschnallen; dennoch ergriff er mit großer Unerschrockenheit Schild und Schwert, trat mit seiner ganzen Löwenstärke den Feinden entgegen und munterte die wenigen Freunde, die lieber an seiner Seite sterben, als ihn verlassen wollten, mit den Worten auf: „Beherzt, Kameraden! Unser sind immer noch genug, um diese Verräter für ihren Frevel zu züchtigen!“ Nun begann der Kampf mit unbeschreiblicher Wut von beiden Seiten. Allein die Verschworenen hatten nicht nur den Vorteil der Mehrheit, sondern sie waren auch vom Kopf bis zu den Füßen geharnischt, so daß man nicht leicht ihnen beikommen konnte, während die andre schwächere Partei jedem Hiebe und Stiche bloßgestellt war. Es blieb daher auch der Kampf nicht lange unentschieden.

Alkantara fiel zuerst tot an seines Bruders Seite nieder. Einige der übrigen sanken ihm nach, und der Statthalter, der ohne Unterlaß so viele Streiche abzuwehren hatte, wurde nach und nach so ermüdet, daß er kaum noch den Degen führen konnte. Jetzt war es um ihn geschehen; er bekam einen tödlichen Stoß in die Kehle und stürzte sterbend zu Boden.

Von den Verschworenen waren vier gefallen, die übrigen trugen fast alle Wunden davon. Sobald das Opfer ihrer Wut in seinem Blute lag, sah man sie mit blutigen Schwertern auf die Straße rennen, um der erschrockenen Stadt den Tod des Tyrannen zu verkündigen. Ueber zweihundert Mitbewußte stießen zu ihnen, und sie führten hierauf den jungen Almagro, zu Pferde sitzend, wie im Triumphe durch die Straßen der Stadt, indem sie ausrufen ließen, daß dieser und kein andrer der rechtmäßige und einzige Statthalter von Peru sei. Die bluttriefenden Waffen schwingend, riefen sie: „Der Tyrann ist tot! Die Gesetze sind wieder hergestellt. Lange lebe unser Herr, der Kaiser, und sein Statthalter Almagro.“ Pizarros Palast und die Häuser seiner vertrautesten Anhänger wurden der Plünderung überlassen.

Dies war das Ende eines Mannes, dessen Mut, aus-

dauernde Geduld und Standhaftigkeit unsre höchste Bewunderung verdienen, aber dessen arglistige, falsche und nicht selten grausame Gemütsart jede gutartige Seele mit bitterem Unwillen und Abscheu erfüllen. Er litt, was er an Atahualpa, an seinem Bundesgenossen Almagro und an so vielen andern hundertfältig verdient hatte. Sein Leichnam wurde von seinen Bedienten in die Kirche getragen, aber niemand hatte das Herz bei demselben zu verweilen oder ihn zu beerdigen. Nach einiger Zeit erst wurde in einem dunkeln Winkel ein Grab gegraben, die Totenandacht wurde rasch und geheim verrichtet, und in der nur durch den schwachen Schein einiger von den armen Dienern besorgten Wachskerzen erhellten Finsternis wurden die in ihre blutigen Tücher gehüllten Ueberreste Pizarros dem Staube, dem sie angehörten, übergeben. Ein so elendes Ende nahm der Eroberer von Peru, der Mann, der noch wenige Stunden vorher mit unumschränkter Gewalt über das Land geherrscht hatte. Bei hellem Tageslicht niedergemetzelt, mitten in seiner Hauptstadt, umgeben von denen, die seine Waffengefährten gewesen, die seine Siege und seine Beute mit ihm geteilt hatten, fand er seinen Tod wie ein Ausgestoßener. Es fand sich nicht einer, der gesagt hätte: „Gott verzeihe ihm!“

Pizarro war von einer gesunden und ungemein starken Leibesbeschaffenheit. Seine körperlichen Kräfte waren ebenso unerschöpflich, wie die Geduld und Standhaftigkeit des Geistes, mit der er jedes, auch noch so große und anhaltende Ungemach ertrug. An Mut und heldenmütiger Verachtung der Gefahren übertraf ihn keiner. Sobald er seine Rüstung angelegt hatte, hielt er sich für unüberwindlich. Alsdann pflegte er oft mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit dem Feinde ganz allein entgegen zu gehen, ohne auf seine Leute zu warten, welche zuweilen Mühe hatten, ihn wieder einzuholen. So groß war die Zuversicht, welche er in die Stärke seines nervigten Armes und in seine oft geprüfte Unerschrockenheit setzte!

Er hatte eine sehr schlechte oder vielmehr gar keine Erziehung gehabt. Daher besaß er auch keine einzige von allen den Geschicklichkeiten und Kenntnissen, welche von jedem

wohlerzogenen Menschen gefordert werden. Aber er ersetzte den Mangel derselben durch eine immer gespannte Aufmerksamkeit auf jedes vorfallende Geschäft, durch kluge Ueberlegung, Geduld und Emsigkeit. Nicht einmal seinen eigenen Namen konnte er schreiben. So oft daher seine Unterschrift erfordert wurde, pflegte er nur zwei Federstriche zu machen, zwischen welche sein Sekretär den Namen Franz Pizarro schrieb.

Er hatte von Natur eine große und sehr thätige Seele, nur daß sie durch Erziehung und Unterricht nicht ausgebildet worden war. Sie brütete ohne Unterlaß über weitaussehenden Anschlägen, und je größer die mit diesen Plänen verbundenen Schwierigkeiten waren, desto hartnäckiger pflegte sie darauf zu bestehen. Zur Großmut und Freigebigkeit schien sie einen natürlichen Hang zu haben, aber Ehrgeiz und Begierde zu herrschen hemmten nur zu oft die Wirkungen derselben.

Eines Tages, als er gehört hatte, daß ein Offizier, der vermutlich nicht bemittelt war, sein Pferd verloren habe, steckte er eine Stange Gold von zehn Pfund unter sein Kleid und begab sich an einen Ort, wo er diesen Offizier anzutreffen glaubte, um ihm zum Ankauf eines andern Pferdes ein Geschenk zu machen. Dieser Ort war ein Haus, in dem man sich mit Ballschlagen zu belustigen pflegte. Bei seinem Eintritte in dasselbe fand er denjenigen, den er suchte, noch nicht, und einige seiner Freunde, welche eben im Ballspiel begriffen waren, ersuchten ihn, teilzunehmen. Er nahm die Einladung sogleich an, aber um die Absicht, in der er gekommen war, geheim zu halten, legte er seinen Rock diesmal nicht ab und schleppte sich lieber mit dem schweren Gewichte, welches er unter demselben verborgen hatte. Das Spiel dauerte drei ganze Stunden. Endlich kam der Offizier. Pizarro ging mit ihm auf die Seite, überreichte ihm das Geschenk und sagte, daß ihm das Gewicht desselben so beschwerlich geworden wäre, daß er ihm gern dreimal so viel gegeben hätte, wenn er eher gekommen wäre, um ihn von dem Golde zu befreien.

Ueberhaupt hat man von ihm bemerkt, daß er seine jedesmaligen Geschenke und Wohlthaten sorgfältig zu ver-

bergen suchte, und dieser einzige Umstand beweist, daß der Grund seines Herzens edel war. Wie sehr ist es daher zu bedauern, daß auf einen so guten Boden nicht der Same zu jeder schönen Tugend, sondern so manches Korn gefallen war, aus dem die schwärzesten Laster hervorkeimten.

Auf einem seiner Märsche, auf dem er über einen Fluß setzen mußte, führte der reißende Strom einen seiner indianischen Bedienten mit sich fort, der ihm oft Beweise seiner Ergebenheit und Treue gegeben hatte. Kaum bemerkte er die Not dieses Unglücklichen, so schwamm er ihm nach, faßte ihn bei den Haaren und arbeitete sich mit seiner Beute ans Ufer. Die Gefahr, in die er sich dabei stürzte, war so groß, daß der mutigste Soldat bei seinem Heere sich nicht in dieselbe gewagt haben würde. Seine Freunde machten ihm Vorwürfe darüber, daß er nicht bedacht hätte, was er der Erhaltung seines eigenen Lebens schuldig sei, allein er antwortete, sie kennen den Wert eines treuen Dieners nicht.

Seine Kleidung war immer einförmig und ohne alle Pracht. Sie bestand aus einem schwarzen Rocke, der bis auf die Knöchel des Fußes herabging, aus weißen Schuhen und einem grauen Hute. So ging er als Privatmann, so auch als Statthalter gekleidet. Seinen Freunden zu gefallen. legte er zuweilen des Sonntags ein mit Pelzwerk verbrämtes Staatskleid an, mit dem Freund Kortes ihm ein Geschenk gemacht hatte. Sobald er aber aus der Kirche kam, legte er es wieder ab und blieb dann, wie gewöhnlich, im Hemde oder im Kamisole mit einem Schnupftuche um den Hals, um sich den Schweiß mit demselben abzuwischen, weil er in ruhigen Zeiten einen großen Teil des Tages mit Kegelschieben oder Ballschlagen zubrachte. Diese Spiele waren ihm zur Leidenschaft geworden. Er spielte sie mit dem ersten besten, der ihm vorkam, ohne auf den Stand desselben zu sehen, und erlaubte dabei nie, daß man ihm die Kugel aufhob oder auf irgend eine andre Weise für seine Gemächlichkeit sorgte. Er war dabei sehr gesprächig und vertraulich, und man mußte, wenn man ihm gefallen wollte, in diesen Erholungsstunden zu vergessen scheinen, daß er Statthalter ist.

Seine Treue und Ergebenheit gegen den Kaiser, seinen Herrn, war musterhaft. Bei der Zurücklegung des fünften Teils der jedesmaligen Beute, welcher der Krone gebührte, war er so pünktlich gewissenhaft, daß er oft von seinem Stuhle aufsprang, um kleine abgesprungene Goldstückchen aufzulesen und sie zu dem kaiserlichen Anteil zu legen. Man lachte oft über diese seine Sorgfalt, aber er ließ sich dadurch nicht irre machen. „Ich würde,“ sagte er, „diese Stückchen mit dem Munde aufnehmen, wenn ich keine Hände mehr hätte.“

Dies sind die merkwürdigsten Züge aus dem Charakter dieses außerordentlichen Mannes, die man uns aufbewahrt hat.



Karte
zu den Entdeckungen
des
Pizarro.
Portobello
Nombre de Dios
Panama
Veragua
Perlen J.
Bai v. Panama
J. del Raposo
J. Gorgona
J. del Gallo
Bai St. Matthäus
Takamez
Smaragden Fl.
Cauca
Magdalena
Begota
COLOMBIA
Popayan
Quito
Cotopaxi
Chimborasso
Aequator
Parana-pixuna
Napo Fl.
Golf v. Guyaquil
J. Puna
Tumbes
Pastaza
Amazonen Str.
Amazonen Strom
Zoja
C. Blanca
Payta
San Miguel
Kaxamalka
PERU
Ucayali
Truxillo
Santa
J. de Santa
Huarmey
Cerro de Pasco
Xauxa
Callao
Lima
Pisco
Kuzko
Beni
Mamore
Trinidad
Titikaka See
la Paz
Mollendo
Tacna
Poopa See
La Plata
Potosi
Tarapaca

		Geheftet. M ₰	Gebunden. M ₰
Bd. 137/138:	**Julie Dungern, Kl. Erzählungen a. d. Tierleben**	— 40.	— 80.
„ 139:	**J. Ludwig, Schloß Heimburg**	— 20.	— 60.
„ 140/142:	**Jacobs, Alwin und Theodor**	— 60.	1. —
„ 143/145:	**Cooper, Marks Riff**	— 60.	1. —
„ 146/149:	**Gustav Schwab, Die schönsten Sagen des klassischen Altertums.** I.	— 80.	1. 20.
„ 150/153:	— „ — „ „ II.	— 80.	1. 20.
„ 154/157:	— „ — „ „ III.	— 80.	1. 20.
„ 158/159:	**Werther, Kleine moralische Erzählungen**	— 40.	— 80
„ 160/162:	**Plieninger, Jane Stricklands ausgewählte Erzählungen** für die reifere Jugend	— 60.	1. —
„ 163:	**E. Wolff, David Copperfield** oder „Gott ist der Waisen Vater"	— 20.	— 60.
„ 164/165:	**Friedr. Jacobs, Die Feierabende in Mainau.** Erzählungen, neu herausgegeben v. Dietr. Theden	— 40.	— 80.
„ 166:	**T. S. Arthur, Erzählungen aus dem amerikanischen Leben**	— 20.	— 60.
„ 167:	**Helene Stökl, Die Seeschwalbe. Das Lappenmädchen. Im Thale der Tuareks.** Erzählgn.	— 20.	— 60.
„ 168/169:	**Friedrich Jacobs, Kleine Erzählungen des alten Pfarrers von Mainau.** Neu herausgegeben von Dietrich Theden	— 40.	— 80.
„ 170/171:	**Plieninger, Hilfe in der Not** oder „Errettungen aus großen Lebensgefahren"	— 40.	— 80.
„ 172:	**Hermine Proschko, Ein Mann ein Wort. Zu spät.** Historische Erzählungen	— 20.	— 60.
„ 173:	**Th. Messerer, Krieg und Frieden.** Drei Erzählgn.	— 20.	— 60.
„ 174/175:	**J. P. Hebel, Ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes.** Für die Jugend, besonders auch für Schul- u. Ortsbibliotheken zusammengestellt von Dr. Gust. Plieninger	— 40.	— 80.
„ 176/177:	**Jean Ingelow, Skizzen aus dem Mädchenleben.** Für die deutsche Jugend bearbeitet v. Meta Greif	— 40.	— 80.
„ 178:	**Knogler, Das Institutskind**	— 20.	— 60.
„ 179:	**Richard Roth, Ein nordischer Held.** Ein Bild aus der Geschichte	— 20.	— 60.
„ 180/181:	**Christoph v. Schmid, Ausgew. Erzählungen:** I. **Die Ostereier. Der Weihnachtsabend**	— 40.	— 80.
„ 182/183:	— „ — II. **Rosa von Tannenburg**	— 40.	— 80.
„ 184:	— „ — III. **Heinr. v. Eichenfels. Das Täubchen**	— 20.	— 60.
„ 185/186:	— „ — IV. **Das Blumenkörbchen. Der Kanarienvogel. Das Johanniskäferchen**	— 40.	— 80.
„ 187/189:	**Lossius, Gumal und Lina.** Bearb. v. A. Willms	— 60.	1. —
„ 190:	**Saint Pierre, Paul und Virginie.** Bearbeitet von A. H. Fogowitz	— 20.	— 60.
„ 191/192:	**Werner Werther, Der Jugend Rätselschatz.** 664 der schönsten Rätsel	— 40.	— 80.
„ 193/194:	**K. A. Müller, Oberon der Elfenkönig** oder „Ritter Hüons Abenteuer". F. d. Jugend erzählt	— 40.	— 80.
„ 195/197:	**Jeremias Gotthelf, Der Knabe des Tell.** Eine Geschichte für die Jugend	— 60.	1. —
„ 198/199:	**Beispiele des Guten.** Zur Nacheiferung für die Jugend neu bearb. u. ausgew. von G. Plieninger	— 40.	— 80.
„ 200/201:	**Franz Hoffmann, Fürchte Gott, thue recht und scheue niemand!**	— 40.	— 80.
„ 202/203:	— „ — **Frisch gewagt ist halb gewonnen**	— 40.	— 80.

Bd.	Titel		Geheftet. ℳ ₰	Gebunden. ℳ ₰
Bd. 204/205:	Franz Hoffmann, Dem Gerechten wird Gutes vergolten		— 40.	— 80.
„ 206/207:	— „ — Wen Gott lieb hat, den züchtiget er		— 40.	— 80.
„ 208/209:	— „ — Die Rache ist mein, ich will vergelten		— 40.	— 80.
„ 210/211:	— „ — Segen des Wohlthuns		— 40.	— 80.
„ 212:	Luise Pichler, Die Brüder. Vaterländ. Schauspiel		— 20.	— 60.
„ 213/214:	Franz Hoffmann, Ein armer Knabe . . .		— 40.	— 80.
„ 215/216:	— „ — Nichts ist so fein gesponnen, der Herr bringt's an die Sonnen . . .		— 40.	— 80.
„ 217/218:	— „ — Kindesliebe		— 40.	— 80.
„ 219/220:	— „ — Des Herrn Wege sind wunderbar .		— 40.	— 80.
„ 221/222:	— „ — Der Mensch denkt und Gott lenkt .		— 40.	— 80.
„ 223/224:	— „ — Geschwisterliebe		— 40.	— 80.
„ 225:	Marie Nathusius, Eine Dienstmägdegeschichte. Das Baregekleid	Bearbeitet von Dr. Werner Werther	— 20.	— 60.
„ 226:	— „ — Der Bankerott. Der Wolkenbruch		— 20.	— 60.
„ 227:	— „ — Vater, Sohn und Enkel . . .		— 20.	— 60.
„ 228:	— „ — Martha, die Stiefmutter. Marie		— 20.	— 60.
„ 229/230:	— „ — Die Kammerjungfer		— 40.	— 80.
„ 231/233:	— „ — Die Geschichten von Christfried und Julchen		— 60.	1. —
„ 234/236:	— „ — Die alte Jungfer		— 60.	1. —
„ 237/238:	— „ — Der Vormund		— 40.	— 80.
„ 239/240:	— „ — Tagebuch eines armen Fräuleins		— 40.	— 80.
„ 241:	Neumann-Strela, Lebensbild der Kais. Augusta		— 20.	— 60.
„ 242:	Marie Nathusius, Die Botenfrau. Die Sonntagsschule. Lorenz, der Freigemeindler	Bearbeitet von Dr. Werner Werther	— 20.	— 60.
„ 243:	— „ — Wo wächst der Glücksbaum? Die Kassette		— 20.	— 60.
„ 244/246:	— „ — Langenstein und Boblingen . .		— 60.	1. —
„ 247:	— „ — Der kleine Regimentstrompeter. Der Turmwart v. Weißlingen. Balster Meier bei d. Franzosen		— 20.	— 60.
„ 248/249:	— „ — Joachim von Kamern		— 40.	— 80.
„ 250:	— „ — Die beiden Pfarrhäuser. Ringet danach, daß ihr stille seid. Das Rektorat		— 20.	— 60.
„ 251:	— „ — Tante Sofie. David Blume. Die beiden Tannenbäume. Jungfer Lottchen		— 20.	— 60.
„ 252/253:	— „ — Rückerinnerungen a. einem Mädchenleben		— 40.	— 80.
„ 254:	— „ — Die dumme Anne. Christian der Vogelsteller. Die Gebirgsreise. Drei Erzählgn. f. d. reifere Jugend		— 20.	— 60.
„ 255/256:	G. H. v. Schubert, Erzählungen. 1. Sammlung. Bearbeitet von B. Schlegel		— 40.	— 80.
„ 257/259:	— „ — Der neue Robinson oder „Die Schicksale Philipp Ashtons unter Seeräubern". Bearbeitet von B. Schlegel .		— 60.	1. —
„ 260/262:	O. M. Seidel, Reimschatz I: Mutter und Kind in deutschen Liedern und Reimen . .		— 60.	1. —
„ 263/265:	— „ — Reimschatz II: Spiel und Scherz. Deutsche Spiel- und Neckreime . .		— 60.	1. —
„ 266/267:	Aurelie, Kindermärchen		— 40.	— 80.
„ 268/271:	— „ — Jugendmärchen		— 80.	1. 20.
„ 272/273:	H. C. Andersen, Märchen. 2. Sammlung. Uebersetzt von Jos. Cal. Poestion		— 40.	— 80.

Bd.	Titel	Geheftet. M. ₰.	Gebunden. M. ₰.
Bd. 274/275:	**Mayne Reid, Die Skalpjäger** oder „Der Kriegszug geg. die Navajoes". Bearb. v. A. H. Fogowitz	— 40.	— 80.
„ 276/278:	**O. Glaubrecht, Das Heidehaus.** Bearbeitet von Dr. Werner Werther	— 60.	1. —
„ 279/281:	Dr. **K. Burmann, Deutsches Götterbuch.** Erzählungen aus der altdeutschen Götterwelt . .	— 60.	1. —
„ 282/285:	**Mayne Reid, Am Lagerfeuer** oder „Die Büffeljäger". Bearbeitet von Max Barack . . .	— 80.	1. 20.
„ 286/287:	**Robert Reinick, Märchen.** Neu herausgegeben von Dietr. Theden	— 40.	— 80.
„ 288/291:	**O. M. Seidel,** Reimschatz III: **Buntes aus dem Leben.** Der Verkehr des Kindes mit der Welt in deutschen Reimen und Rätseln	— 80.	1. 20
„ 292/294:	**Gustave Aimard, Antinahuel, der Großtoqui der Araukaner.** Bearbeitet von A. H. Fogowitz	— 60.	1. —
„ 295:	**Krummacher u. Herder, Parabeln.** Der Jugend dargeboten von Dr. Werner Werther . . .	— 20.	— 60.
„ 296:	**O. Glaubrecht, Anna, die Blutegelhändlerin. Ein Gottesgericht.** Für die reifere Jugend bearbeitet von Dr. Werner Werther . . .	— 20.	— 60.
„ 297/298:	**Wilhelm Hey, Fabeln und Gedichte nebst 55 Sprüchen.** Neu herausgeg. v. Dietr. Theden	— 40.	— 80.
„ 299/301:	**Gustave Aimard, Der Fährtensucher** oder „Auf der Jagd nach dem Prairieräuber". Bearbeitet von A. H. Fogowitz	— 60.	1. —
„ 302/304:	**Mayne Reid, Die Heimat in der Wüste.** Bearbeitet von Richard Roth	— 60.	1. —
„ 305/307:	**Charles Sealsfield, Tokeah** oder „Die weiße Rose". Frei für d. Jugend bearb. v. Gustav Höcker	— 60.	1. —
„ 308/311:	**J. F. Cooper, Kapitän Spike** oder „Die Golfinseln". Bearbeitet von Max Barack . . .	— 80.	1. 20.
„ 312/315:	**Balladenschatz.** Die besten und beliebtesten Erzählungsgedichte. Für die Jugend zusammengestellt von A. H. Fogowitz	— 80.	1. 20.
„ 316/319:	**Marryat, Percival Keene.** Für die Jugend bearbeitet von L. Barack.	— 80.	1. 20.
„ 320/321:	**O. Glaubrecht, Der Zigeuner.** Für die reifere Jugend bearbeitet von Dr. Werner Werther .	— 40.	— 80.
„ 322:	**Alexander Selkirk, Der ältere Robinson.** Für die deutsche Jugend bearb. von R. Niedergesäß	— 20.	— 60.
„ 323/325;	**Gustave Aimard, Indianer, Freischärler und Goldgräber.** Für die reifere deutsche Jugend bearbeitet von A. H. Fogowitz	— 60.	1. —
„ 326:	**Christoph v. Schmid, Ausgewählte Erzählungen.** V. Kurze Erzählungen. Eine Ausw. der schönsten für die Jugend ges. von Dr. Werner Werther .	— 20.	— 60.
„ 327/328:	**Robert Reinick, Lieder und Erzählungen.** Neu herausgegeben von Dietrich Theden	— 40.	— 80.
„ 329/330:	**G. H. v. Schubert, Erzählungen.** 2. Sammlung. Ausgewählt und bearbeitet von B. Schlegel .	— 40.	— 80.

Zahlreiche weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

☞ Jeder Band enthält mehrere Abbildungen in Holzschnitt. — Die hier angeführten Bücher sind einzeln, geheftet oder gebunden, zu den beigesetzten Preisen zu beziehen. — Vorrätig in den meisten Buchhandlungen.